Die Diamanten der Baronin

Moritz Hartmann

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Inhalt

des zweiten Bandes.

15. Kapitel.

Märchen und Wirklichkeit.

Laß' mich ein Kind sein — sei es mit.
Schiller.

Der Abend war hereingekommen, einiges Gewölk bedeckte den Himmel und die ganze Ballgesellschaft, den Prinzen und Gabriele an der Spitze, geführt von der Militärmusik, welche eine triumphmarschartige Polonaise aufspielte, durchzog in Windungen Garten und Park, um sich nach und nach dem Hause zu nähern, das bereits in vollem Lichtglanz strahlte und in welchem der Ball die Nacht hindurch fortgesetzt werden sollte. Die rauschenden Töne des lustigen Festes begleiteten bald nahe, bald ferne, bald laut, bald gedämpft, eine stille, gemüthliche, ganz und gar häusliche Idylle, die Niemand in solcher Nähe solchen Festes vermuthet hätte.

Mathilde saß jetzt mit am Bette, hatte Paul auf dem Schooße, und hörte dem Märchenerzähler Alfred zu, der auf ihre Bitte die eben erzählte Geschichte von der

Rapunzel mit dem ellenlangen Haar

noch einmal aufnehmen mußte und sie, um Mathilde zu zerstreuen, in allen ihren Theilen ummodelte. Und gar schön war es, wie die Musik zu seinen Worten erklang, die so lauteten:

„Die Prinzessin Rapunzel war eigentlich gar keine Prinzessin, sondern ganz einfach ein wunderschönes Mädchen mit sehr langen blonden Haaren, wovon sie auch Rapunzel hieß, denn damals hatten die Namen noch Sinn und Verstand, und wenn Einer Peter Ehrlich hieß, so konnte man sich auf ihn verlassen, und wenn Einer Ludwig Schelm hieß, so wußte man, daß man in seiner Gesellschaft Herz und Hand zuknöpfen mußte. Zu einer Prinzessin wurde Rapunzel erst vom Märchen gemacht, denn das ist die Gewohnheit des Märchens, seine Leute, die es lieb hat, hoch und höchst zu adeln und aus denselben Grafen, Fürsten, Könige und Kaiser zu machen. Warum denn nicht? Es kostet nichts und den Leuten macht es Freude. Die Geschichte aber, die wirkliche und wahrhaftige Geschichte weiß nichts davon, daß Rapunzel eine Prinzessin gewesen, und die neuesten Forschungen der Wissenschaft haben es auf's Klarste dargethan, daß hohe Geburt nicht zu ihren Vorzügen gehörte. Es ist auch nicht nöthig. Wahr aber ist und ganz gewiß, daß sie eine Stiefmutter hatte, und die war böse, wie alle Stiefmütter, die in den Märchen auftreten. Ich sage in den Märchen, nicht in der Wirklichkeit, denn was mich betrifft, so habe ich eine ganz andere Ansicht von den Stiefmüttern und fühle im Gegentheile mit dieser verkannten Menschenklasse das innigste Mitleid. Ach, wie viele arme Waisen wären ohne Stiefmutter elendiglich zu Grunde gegangen; wie viele Stiefmütter haben an den fremden Kindern so viel des Guten gethan, als nur ein Mensch dem andern thun kann! Aber Niemand dankt es ihnen; jeder glaubt, eine Stiefmutter müsse böse sein, und die Nachbarn glauben, sie müßten noth-

wendig die armen Waisenkinder bedauern, selbst wenn die Stiefmutter Tag und Nacht für sie sorgt, als wären es ihre eigenen Kinder, und zuletzt glauben die Waisen selbst, sie seien bedauernswürdig und sie hätten ein schweres Dasein, und verbittern der armen Stiefmutter das Leben gerade so, wie man glaubt, daß sie es den Kindern verbittere. Freilich hat sie oft die eigenen Kinder lieber, als die angeheiratheten, aber, mein Gott, ist das nicht ganz natürlich? Doch, so sind die Menschen! Sie klagen hier an, was sie im Nachbarhause loben — denn das Urtheil der Menschen ist meist nichts als Vorurtheil, ein Nachreden und eine Gewohnheit. Rapunzels Stiefmutter, das ist wahr, die war wirklich böse, aber auch nur darum, weil sie eine Hexe war und weil sie Rapunzel um ihre Schönheit beneidete, denn der Neid ist die Wurzel aller Bosheit, auch bei den Weibern, die gerade nicht Hexen sind. Rapunzel war nicht nur schön, sehr schön; wunderschön; sie hatte auch jenes sogenannte gewisse Etwas, oder, wie die Franzosen sagen, jenes gewisse Ich-weiß-nicht-was, das alle Herzen gewinnt, ohne die geringste Mühe, ohne alles Hinzu- oder Abthun. Wenn Leute in's Haus kamen, hatten sie nur Augen für Rapunzel, die still und sittig dasaß, und waren stockblind für die Stiefmutter, obwohl die Alles that, um den Leuten zu gefallen, mit Lächeln, süßen Worten, Hin- und Hergeschwenkel. Sie war auch schön, sehr schön, diese Stiefmutter, weil sie sich als Hexe mit Kräutern, Salben und allerhand Zauberei so schön machen konnte, als sie nur wollte, und sie hatte auch ein gewisses Ich-weiß-nicht-was, aber dies zog nicht an, wie das der Rapunzel, sondern, im Gegentheil, stieß ab, stieß ganz

1*

gewaltig ab, trotz aller Mühe nnd allem Hinzu- und Abthun. Das merkte sie bald, die Hexe, und merkte es immer deutlicher, je mehr Rapunzel heranwuchs, und sie sagte sich: Wenn die Rapunzel, das dumme, junge Ding, der Gelbschnabel, nicht da wäre, würden die Leute mich ansehen und merken, wie schön ich bin. Fort muß sie, loß muß ich sie werden, um jeden Preis! So denken nicht nur viele Stiefmütter, sondern auch viele echte Mütter, die erwachsene Töchter und etwas von einer Hexe in sich haben, denn in der Welt kommt allerlei vor.

„Da war ein hoher, hoher Thurm mitten im wilden Walde, von dem Niemand nichts wußte und der weder Thür noch Treppen hatte. Hoch oben im obersten Stock war ein einziges kleines Stübchen, mit einem einzigen kleinen Fenster. Dorthin brachte die Hexe mit Hilfe ihrer Zauberkraft die arme Rapunzel und sagte: So, da bleibe und sieh zu, was Du mit Deiner Schönheit anfängst in dieser Einsamkeit, wo Dich Niemand sieht. Sie meinte, die Schönheit sei nur da, um gesehen zu werden, und wußte nicht, daß es schon schön ist, schön zu sein, auch in der Einsamkeit. Dann sagte sie: da sitze und nähe und sticke schöne Kleider für mich, daß ich mich recht aufputzen mag, und jeden Tag will ich kommen und nachsehen, ob Du nicht faulenzest.

„So that sie auch wirklich. Jeden Tag kam sie und rief:

Rapunzel, Rapunzel!
Laß dein ellenlanges Haar herunter!

Dann band Rapunzel ihr ellenlanges Haar oben am Fenster an, ließ es herunterfallen und die Hexe kroch, während Rapunzel ziehen mußte, wie an einer goldenen

Strickleiter hinauf und sah nach, ob das arme Kind auch gehörig gearbeitet habe. Wenn die Hexe auf einen Ball oder gar auf den Blocksberg wollte, hatte Rapunzel viel zu thun und niemals machte sie es recht. Doch verlor sie ihre Heiterkeit nicht, denn sie hatte ein klares Gemüth, und bei Sticken und Nähen sang sie mit den Vögeln da draußen im wilden Walde um die Wette, denn sie hatte eine wunderschöne Stimme und der Gesang erleichterte ihr Herz. So lange ich noch singen kann, dachte sie, halte ich es noch aus. Da jagte einmal ein Prinz — diesmal war es wirklich ein Prinz — einen weißen Hirsch und kam an den Thurm im Walde, und wie er an den Thurm kam, ließ er den Hirsch laufen, blieb selbst wie versteinert stehen und horchte ganz bezaubert der Stimme, die aus dem obersten Stockwerk herunter tönte. Erst horchte er ganz freudig, nach und nach wurde er ganz wehmüthig und zuletzt ganz sehnsüchtig nach der Sängerin. So ein Prinz ist nicht gewohnt, sich etwas zu versagen, und am liebsten hätte er die unsichtbare Sängerin gleich mit sich fortgenommen zu Hofe. Er lief wie verrückt um den Thurm herum und suchte nach der Thüre, die nicht da war; und wäre sie da gewesen, was hätte es ihm genützt, da keine Treppe da war und er nicht fliegen konnte. So lief er fortwährend um den runden Thurm und wußte immer nicht, daß er ihn schon verschiedene Male umlaufen hatte, weil der Thurm überall gleich und nirgends eine Thüre war. Endlich fiel er vor Müdigkeit nieder und endlich zog er ganz betrübt ab und nach Hause. Aber es ist ja schon hundert Mal beschrieben worden und man weiß es ja, wie es so ist, wenn sich ein junger Mensch etwas in den Kopf

setzt und gar ein Prinz, der nicht gewohnt ist, sich etwas zu versagen. So eine Liebe ist wie eine Flamme ohne Docht; man weiß nicht, woran sie haftet, und doch brennt sie fort und fort. Da kommt die Sehnsucht und der Trotz gegen das Schicksal, und wie die Dinge alle heißen, die immer Oel in's Feuer gießen. Soll man sich einmal verlieben, da hilft nichts, man muß dran. Meist ist's ein schönes Gesicht, ist's nicht ein Gesicht, so ist es eine Hand, ist's nicht eine Hand, so ist's ein Fuß, und ist's nicht Hand und Fuß, so ist's eine Stimme. Hat man doch Beweise, daß sich Leute in einen Namen verliebt haben. Lieber Gott, wie groß ist dein Narrenhaus!

„Mit Trotz und Sehnsucht kehrte der Prinz immer wieder zum runden Thurm zurück, immer vergebens, denn der Thurm bekam weder Thür noch Treppe und dem Prinzen wuchsen bei aller Sehnsucht keine Flügel. Er mußte sich begnügen, im Gebüsche zu liegen und der wunderschönen Stimme Rapunzels zu horchen. Eines Tages, wie er so dalag, kam die Hexe und rief:

Rapunzel, Rapunzel!
Laß dein ellenlanges Haar herunter!

Gleich fiel das Haar vom Fenster herunter, und die Hexe klomm daran hinauf, wie an einer goldenen Strickleiter. Aha! dachte der Prinz, kommt man so hinauf? Das will ich mir merken. Und gleich am andern Tag stellte er sich vor den Thurm und rief mit verstellter Stimme:

Rapunzel, Rapunzel!
Laß dein ellenlanges Haar herunter!

„Gleich war das Haar da und gleich war der Prinz oben, als ob er wirklich Flügel hätte. Aber wie erschrak Rapunzel, als sie statt der Hexe einen herrlichen Prinzen vor sich hatte,und wie erschrak der Prinz, als er anstatt einer schönen Stimme ein wunderschönes Mädchen erblickte. Erschrak? Allerdings erschraken sie beide, aber es war nicht so arg, daß ihnen der Schreck hätte schaden können, denn es giebt allerlei Schrecken, böse und recht angenehme, und wegen der letzteren hat noch Niemand der Schlag getroffen. Sie erholten sich bald und sagten einander sehr schöne Sachen, die sie beide gern hörten. Und unter Anderem wurde ausgemacht, daß der Prinz jeden Abend kommen sollte, wenn die Hexe nicht da war, und daß er jeden Abend ein Stück Seide mitbringen sollte, damit Rapunzel daraus eine Strickleiter mache, auf der sie sich dann vom Thurme herablassen werde, um dem Prinzen zu folgen, an seinen Hof und als seine Gemahlin. Das waren gar schöne Pläne und der Prinz kam jeden Abend und sie liebten einander so herzlich als möglich und wie Mann und Frau. Doch ist es einmal in dieser räthselhaften Welt so eingerichtet, daß guten Leuten ihre Tugenden oft mehr schaden, als bösen ihre Laster. Das mußte auch Rapunzel erfahren, denn ihre Einfalt und Aufrichtigkeit stürzten sie in's Verderben. Oder war es ihre Plauderhaftigkeit? Wer kann es wissen! Fehler und Tugenden sind im menschlichen Herzen Wandnachbarn, und Fehler und Tugenden haben manchmal so gleiche Gesichter wie Zwillingskinder. Wie kommt es, fragte sie eines Tages die Stiefmutter, daß es mir so schwer wird, Euch an meinen Haaren heraufzuziehen, während ich den Prinzen mit der größten

Leichtigkeit heraufbekomme? — Was? rief die Hexe voll Wuth, empfängst Du Prinzen bei Dir? Das Handwerk will ich Dir legen! — und kaum gesagt, griff sie nach einer Scheere und — hast du nicht gesehen — abgeschnitten waren die wunderschönen, goldenen, ellenlangen Haare Rapunzels. Dann ließ sie sich mit der unglücklichen Rapunzel vom Thurme hinab, flog mit ihr an den Rand der Wüste und stieß sie weit hinein. Da sieh zu, sagte sie, wie Du wieder zu einem Prinzen kommst! — Bei sich aber dachte sie: Nun will ich mir selber den wunderschönen Prinzen aneignen und eine Königin werden. Sie kehrte in den Thurm zurück, machte sich mit Salben und Kräutern und allerlei Zauberei so schön als möglich und wartete. Abends kam der Prinz und rief:

Rapunzel, Rapunzel!
Laß dein ellenlanges Haar herunter!

Sie band Rapunzels abgeschnittenes Haar oben am Fenster fest und ließ es herunter. Er kroch hinauf. Nein, aber die Augen, als er statt Rapunzel die Hexe erblickte! Freilich war sie auch schön, aber ihr fehlte das gewisse Ich-weiß-nicht-was Rapunzels, das der Prinz nicht glaubte entbehren zu können. Freilich gab sie sich auch alle Mühe, liebenswürdig zu sein und plauderte sie ihm allerlei verführerisches Zeug vor, was sein Herz gewinnen sollte, aber er war unerschütterlich treu und rief nur immer: Rapunzel, Rapunzel, soll ich Dich nicht wieder sehen! — Nein! schrie die Hexe, als sie ihre Bemühungen als vergeblich erkannte: Du sollst sie nie wieder sehen, und weil Du für meine Schönheit kein Auge hast, so sollst Du überhaupt nicht wieder

sehen! — dabei strich sie ihm mit beiden Händen über die Augen und sagte: Erblinde! und nur ein mächtigerer Zauber, wenn es einen solchen giebt, soll Dich wieder sehend machen können! — Und wie sie so gesprochen, warf sie ihn zum Fenster hinaus in den Wald. Er nahm keinen Schaden an seinem Leibe, da ihn gütige Gräser und Sträucher auffingen, aber blind war er, stockblind, wie es die Hexe gesagt hatte.

„Als ein armer blinder Mann tappte er im Walde umher, lebte von den rothen und schwarzen Beeren, die ihm zufällig unter die Hand kamen, und rief immer: Rapunzel! Rapunzel! Das war ein großer Jammer und dauerte lange, lange Zeit. Nach vielen, vielen Jahren tappte er sich aus dem Walde heraus, bis an die Wüste und rief immer: Rapunzel! Rapunzel! Da hörte er die wunderschöne Stimme, die er einst vom Thurme gehört hatte, und immer lauter rief er: Rapunzel! Rapunzel! Sie kam herangelaufen und mit ihr die Zwillinge, die sie indessen geboren hatte und die beide wunderschöne Prinzen waren. O wie glücklich war sie, als sie ihren Geliebten wiederfand, und o wie unglücklich war sie, als sie erfuhr, daß er blind war! Sie brach in lautes Weinen aus und ihre Thränen rollten in Strömen. Voll Trauer beugte sie sich über ihn und zwei ihrer Thränen fielen in seine zwei Augen — und das war der größere Zauber, der Zauber der Liebe, an den die Hexe nicht geglaubt hatte, — denn mit einem Male sah der Prinz so gut, ja besser als je. Da war Freude und Jubel in der Wüste. Der Prinz setzte Rapunzel auf ein weißes Pferd, die Zwillinge liefen nebenher und so führte er sie in seine Residenz. Der alte König, sein Vater, war

indessen gestorben, er bestieg den Thron, wurde König, Rapunzel wurde Königin, die Zwillinge wurden Königssöhne, die Hexe wurde hingerichtet, das Reich wurde glücklich, Rapunzel wuchsen wieder ihre ellenlangen Haare und der Thurm im Walde wurde mit einer großen Maschine in die Residenz gebracht und mitten im Schloßhof aufgestellt als ein ewiges Denkmal der Liebesleiden und Liebestreue."

* * *

Als Alfred geendet hatte, erhoben die Kinder heftige Einsprache, er habe Dies und Jenes anders erzählt, als das erste Mal; Mathilde aber sagte: „Was ich an den Märchen zu tadeln habe, ist, daß die Helden und Heldinnen am Ende immer große Titel bekommen und reich werden, was die Kinder glauben macht, daß man ohne dergleichen nicht glücklich werden könne. Sie sollten, lieber Lindau, den Kindern Märchen erzählen, in denen die Könige und Prinzen und Prinzessinnen ihre Kronen und goldenen Kleider wegwerfen oder verlieren und dann erst nach langen Leiden glücklich werden als arme Leute, in stiller Beschränkung und in der Zufriedenheit der Armuth."

Die Kinder ließen Alfred nicht antworten; sie widersprachen der Mama und behaupteten, die armen Leute, die so viel zu dulden hätten, müßten am Ende reich, sehr reich und wenn möglich Könige und Königinnen über große Reiche werden. Mathilde lächelte wieder; beim Anblick ihrer Kinder, die sich für ihre Helden so sehr ereiferten, verflog aller Kummer, der bisher ihr Gesicht umschattet hatte. Was sie nach der Scene mit Friesen gefühlt, war ihr so fremd und neu,

daß es noch leicht zu verwischen war, denn auch Kummer, Kränkung, traurige Erfahrungen bedürfen der Zeit, um Wurzel zu schlagen, ebenso wie der Unglückliche selbst durch das plötzlichste und größte Glück nicht plötzlich glücklich werden kann. So dasitzend bei ihren Kindern und mit lieben Menschen in der Dämmerung der Kinderstube, bei der einzigen Lampe, die Marie indessen angesteckt hatte, war das jüngst Erlebte beinahe wie vergessen, wie ein böser Traum, der beim Erwachen durch heitere Bilder unglaublich wird. Nur die Scheu, in jene Welt, wo sie so arg geträumt hatte, zurückzukehren, war geblieben, und sie saß da und plauderte mit den Kindern, mit Lindau und Marie, als ob sie mit der Dame des Hauses, die bei dem nahebei rauschenden Feste die Honneurs machen sollte, gar nichts gemein hätte und als ob sie diesen Abend gar nicht mehr dahin zurückzukehren gedächte.

Da flog die Thüre auf und Herr von Friesen stürzte herein und stellte sich vor Mathilde hin. Er war so aufgeregt, wie ihn Lindau noch nie gesehen und wie er sich wohl noch nie vor Menschen hatte sehen lassen. Mathilde erhob sich voll Schrecken und begann zu zittern. — „Wenn Du mir was sagen willst," flehte sie in Erinnerung an das letzte Gespräch mit ihm, „so komm hinaus!"

Er aber achtete auf diese Bitte nicht und erwiderte mit bebender Stimme und zugleich voll Erbitterung: „Die ganze Gesellschaft ist bereits in den Salons; der Prinz hat schon zweimal nach der Dame des Hauses gefragt, aber von der Dame des Hauses keine Spur, als ob sie alle Ursache hätte, sich zu verstecken. Es ist

schmählich! Es geht bei mir her, wie in einer Bauernwirthschaft!"

Er lachte so laut, daß es im Gange widerhallte.

„Mama," sagte Paul entschuldigend, „hat hier ein so schönes Märchen gehört."

Friesen lachte wieder: „Ganz richtig! Märchen, freilich Märchen! Das paßt für die Baronin Friesen! Eine vortreffliche Bonne hätte sie abgegeben, die Frau Baronin Friesen, das ist wahr, aber — aber —"

Er sprach nicht weiter; die Erbitterung machte seine Stimme stocken. Mathilde benützte die Pause und sagte begütigend: „So komm, gehen wir zurück in die Gesellschaft; ich werde mich entschuldigen — man wird es mir nicht übel nehmen, da mein Kind unwohl ist!"

„Kind! Kind!" wiederholte der Baron, „Du hättest mit einiger Vernunft heute für Deine Kinder besser sorgen können! — Komm!" rief er dann und faßte sie am Arme, als wollte er sie mit Gewalt fortziehen. Plötzlich aber hielt er inne und maß sie von den Füßen bis zum Scheitel:

„Wie siehst Du aus! Wie eine Rosière, wie eine Konfirmandin! Welche affectirte Einfachheit! Man tanzt jetzt bei Lichte — gehe, lege Deinen Schmuck an — die Diamanten!"

„Die Diamanten?" murmelte Mathilde.

„Ja, die Diamanten! Nicht alle, nur etwas in's Haar und das Collier! Die Damen sind alle parirt. Sie hatten mehr Rücksicht, als die Dame vom Hause selbst; sie wußten, was sie dem Prinzen schuldig sind und daß man bei Licht in den Salons tanzen werde."

„Die Diamanten?" wiederholte Mathilde und fuhr sich mit zitternder Hand über den Scheitel.

„Zum T..... ja, die Diamanten! die Diamanten!“ rief Herr von Friesen und stampfte mit dem Fuße, — „wie oft soll ich es noch wiederholen? Die Steinmetz hat die Haare voll und die Weihmüller trägt einen ganzen Gürtel! Sie sollen nicht sagen,“ fügte er wild lachend hinzu, „daß Dein Schmuck schon versetzt ist.“

„Die Diamanten,“ lispelte Mathilde, „sind fort.“

„Was sagst Du? Ist's möglich? Fort? Wohin?“

„Als die Arbeiter kamen,“ stotterte Mathilde, „während des Aufruhrs — das Kind war krank — ich hatte Angst, daß sie das Zimmer stürmen — sie schrieen nach Brod — um sie zu beruhigen, gab ich das Kästchen her.“

Friesen schlug sich mit der Faust auf die Stirne: „Auch das noch! Und ich rechnete auf den Schmuck — morgen, morgen mußt' ich ihn haben. Es ist aus, es geht Alles zu Ende.“

So sprechend wankte er zum Zimmer hinaus. Alfred und Marie, die sich in eine dunkle Ecke des Zimmers gedrückt hatten und unfreiwillige Zeugen der peinlichen Scene gewesen, ohne von Friesen bemerkt zu werden, stürzten jetzt hervor, um Mathilde, die einer Ohnmacht nahe schien, in ihren Armen aufzufangen und zugleich die Kinder zu beruhigen, die jetzt, da der Vater das Zimmer verlassen, wie aus einem Bann erwachend und das Böse dieser Scene ahnend, laut zu schreien anfingen. Mathilde aber fiel nicht in Ohnmacht. Sie entfernte die Arme Mariens, richtete sich auf, dachte einen Augenblick nach und eilte in das Nebenzimmer. Bald darauf kam sie zurück, geschmückt mit allerlei Schmuck an Kopf, Hals und Armen, küßte

die Kinder und sagte mit einem unendlich wehmüthigen zugleich etwas ironischen Lächeln zu den Freunden: „Jetzt gehe ich tanzen.“

Der Baron war indessen in die Salons getreten, hoch aufgerichtet, stolz wie jemals und mit einem Lächeln auf den Lippen. Und lächelnd erzählte er dem ersten Gaste, dem er begegnete, dem zweiten, dem dritten, und jedem, der es hören wollte, als eine kleine, doch nicht uninteressante Neuigkeit, daß der Diamantschmuck seiner Frau abhanden gekommen, wahrscheinlich gestohlen sei. Dieser Diamantschmuck war, wie Alles was beneidet wird, eine Berühmtheit; die Neuigkeit machte darum großes Aufsehen und lief wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund. So hatte denn die Gesellschaft neben Tanz, Eis, Champagner, überhaupt den Freuden des Buffets, neben Whist und Boston reichliche Beschäftigung auch für Zunge und Geist. Ein Diamantschmuck an sich ist in solchen Sphären schon eine große Wichtigkeit, ein Diamantendiebstahl nimmt die Größe einer Staatsaktion an. Es verging keine Viertelstunde und ein bedeutender Theil der Gäste hatte sich gewissermaßen als Untersuchungsrichter konstituirt. Man forschte, wer denn einen so kühnen und großen Diebstahl begangen haben konnte, ob einer von der Dienerschaft, ob vielleicht, wie das so oft geschieht, irgend ein theurer Anverwandter oder ein Vertrauter des Hauses? — denn in ein Haus wie das des Barons, meinte eine noch ziemlich junge Hofdame, kämen doch allerlei Leute. Eine andere fragte, ob, wenn so viele Diamanten auf einmal in den Handel kommen, nicht der Preis derselben etwas fallen könnte? Nach kaum einer Viertelstunde gab es schon Zweifler und Skeptiker in der

Gesellschaft, die sich und Andere fragten, ob es denn wirklich wahr sei und ob wirklich und wahrhaftig die Diamanten gestohlen und nicht auf andere Weise abhanden gekommen seien? Man könne nicht wissen — so was komme vor. Die Diamanten der Frau wandern manchmal zu einer Freundin, meinten die Einen, und die Andern erinnerten an allerlei Munkeleien, die aus der Stadt zu ihnen gedrungen, von schlechten Geschäften des Herrn von Friesen. So ein Banquier greift in verzweifelten Momenten zu allen Mitteln; selbst die Diamanten seiner Frau seien ihm nicht heilig. Und man kenne ja die Baronin; die habe keine Ahnung davon, daß man so was wie einen Familienschmuck vertheidigen müsse, wie eine Löwin ihre Jungen, wie die Ehre des Hauses. Da sei die Gräfin Hankel eine ganz andere Frau, die habe in den unsicheren Zeiten, als die Kommunisten herrschten, alle ihre Diamanten fortwährend in einen gesteppten Unterrock eingenäht mit sich getragen und mit dem Heroismus eines Regulus selbst in diesem Unterrock geschlafen. Und der Diamant ist doch wahrhaftig kein weicher Stein.

Indessen aber, so wichtig auch ein Diamantendiebstahl sein möge und wie viel sich auch darüber sagen und daran knüpfen lasse, so gab es in dieser Gesellschaft doch noch einen wichtigeren Gegenstand der Verhandlung. Merkwürdigerweise wurde über diesen Gegenstand weniger gesprochen: man sah einander nur bedeutungsvoll an, man ließ nur hie und da ein Wörtchen fallen, man wagte es nur, den Vertrautesten im Vorübergehen etwas in's Ohr zu zischeln; und während man zischelte, hütete man sich gewiß, die Person anzu-

sehen, die das Zischeln betraf, und betrachtete man mit größter Aufmerksamkeit irgend einen Gegenstand, der mit dem Objekt der Unterhaltung am wenigsten zu thun hatte. Alles das beweist nur die große, die ungeheure Wichtigkeit des offenen Geheimnisses, das alle Welt beschäftigte. Und in der That! giebt es denn etwas Wichtigeres, als daß ein Prinz, ein allmächtiger Prinz, unverkennbar, unverholen seine Gunst einer Dame der Gesellschaft, in der man sich eben befindet, zuwendet? daß er fast nur mit ihr tanzt? ja, von Zeit zu Zeit Arm in Arm mit ihr, in den kleinen Gängen hinter den Orchestern, in den Laubgebüschen, die Van der Sluy so kunstvoll und buschig hergerichtet, oft auf Minuten verschwindet? Gabriele war seit lange als schön berühmt, aber nie hatte man sie so schön gefunden, wie heute. Der Glanz des Prinzenthums an ihrer Seite strahlte offenbar auf sie zurück und ihre Züge, ihre Farben gewannen augenscheinlich in dieser Beleuchtung. Aller Mund war ihres Lobes voll; nur wo sie an der Seite des Prinzen vorüberkam, verstummte dieses Lob und that sich in andächtigen Gesichtsausdrücken und unendlich tiefen Verbeugungen kund.

Wie sehr man sich auch den Anschein gab, sie am allerwenigsten zu beobachten, so merkte es doch alle Welt, daß sie plötzlich den Arm des Prinzen verließ, und mit der lächelnden Huld einer Königin das Gedränge durchschritt, um — das Erstaunen wuchs — auf einen Mann loszugehen, dessen Gesellschaft von den andern mit geringem Eifer aufgesucht wurde — auf Graf Egon. Bis zu diesem Momente hatte man seine Anwesenheit kaum bemerkt, und in der That war er eben erst gekommen und stand er seit seiner Ankunft

still und in sich gekehrt hinter einer Statue, die von Blumenstöcken umgeben war.

Ehe er sich dessen versah, hing Gabriele an seinem Arme und bevor er zur Besinnung kam, saß er neben ihr auf einem Sopha, im kleinen Gange hinter dem kleinen Orchester, ganz getrennt von der Gesellschaft, in einem gemüthlichen schmalen Raume, der nur von einer kleinen Ampel in rosenfarbigem Glase erhellt war. Man war da aller Welt unsichtbar, außer den Mitgliedern des zweiten Orchesters, die sich allerdings nur über die hinteren Ballustraden zu neigen brauchten, um auf die Köpfe der hier Weilenden hinabzusehen. Aber wer wird auf diese bezahlten Leute Rücksicht nehmen?! Außerdem waren sie vollauf beschäftigt, da eben von diesem Orchester ein melancholischer Lanner'scher Walzer herabrauschte und säuselte. Je näher man die Musik hatte, desto lauter konnte man sprechen, ohne Lauscher zu fürchten, oder desto bessere Gelegenheit hatte man, wenn man sich etwas Vertrautes sagen wollte, so nahe als möglich an einander zu rücken und einander in's Ohr zu sprechen. So that wenigstens Gabriele.

„Wo stecken Sie, lieber Egon?" sagte sie mit vorwurfsvollem Blicke. „Im Garten suchte ich Sie in allen Winkeln — ebenso im Hause — und jetzt erst entdecke ich Sie."

„Ich bin eben erst angekommen," antwortete er auf eine Weise, die abwehrend sein wollte, aber doch verrieth, daß er in seinem Entschlusse, eine große Zurückhaltung gegen Gabriele zu beobachten, wankend zu werden anfing.

„Jetzt erst? Warum so spät? Haben wir nicht

längst wenigstens drei Touren mit einander verabredet?"

„Ich wollte gar nicht kommen — ein Gartenfest war mir zu heiter," sagte Egon in abgebrochenen Sätzen, — „aber ich war es doch der Baronin schuldig — so habe ich es mir überlegt — und am Ende kam ich doch."

„Ich, meine arme Person hat also gar nichts zu Ihrem Entschlusse, doch zu kommen, beigetragen?"

Egon sah schweigend in seinen Hut.

„Das ist grausam von Ihnen, Egon," fuhr Gabriele fort, — „gerade meinetwegen und nur meinetwegen mußten Sie kommen; das waren Sie mir schuldig, Sie mußten mir Gelegenheit geben, Sie um Verzeihung zu bitten —"

„Um Verzeihung? — ich — mein Fräulein," sagte Egon mit stockendem Athem.

„Ja, ich muß Sie herzlich um Verzeihung bitten. Wie habe ich mich gegen Sie benommen! Wie habe ich Ihnen die Thüre gewiesen als eine wahre Furie! Aber, bedenken Sie, lieber Freund, Sie sind der erste Mann, der so, unangemeldet in meine Stube stürmte. Ich war im Negligé, halb entkleidet —"

Gabriele schwieg hier einen Augenblick und sah zur Ampel hinauf, die durch das rothe Licht ein schönes Erröthen auf ihr Gesicht warf.

„Und dann," fuhr sie fort, „Sie haben mich in einem schwachen Momente überrascht. Was wollen Sie, ich bin ein Weib — ich machte für heute eine Probe mit einem falschen Schmucke und es war mir, als müßte jeder gleich errathen, daß ich falsche Steine angelegt hatte. Sie haben mir eine Lektion gegeben, auch

konnte ich mich heute nicht entschließen, den falschen Schmuck anzulegen, und kam lieber so, wie ich bin, wie Sie mich hier sehen, als ein armes, schmuckloses Mädchen. Doch das wollte ich nicht sagen — ich wollte Sie nur um Verzeihung bitten, recht herzlich um Verzeihung bitten wegen meiner Heftigkeit, und dann, daß Sie es Niemand sagen, wie und bei welcher Schwäche Sie mich überrascht haben."

Egon ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Sie sind ein Engel!" rief er begeistert und mit Thränen in den Augen; „ich bin der Schuldige, an mir ist es, Sie um Verzeihung zu bitten."

„Wissen Sie, was ich einen Augenblick dachte? was mir mit Blitzesschnelle wie ein Verdacht durch den Kopf fuhr, als Sie so in mein Zimmer stürzten? Er will Dich," dachte ich, „gewissermaßen vor Dir selber kompromittiren, daß Du zu einer Entscheidung gezwungen seiest; er will Dich so gesehen haben, wie nur der Mann seine Frau sehen darf. Aber dieser schändliche Gedanke lebte nicht eine Sekunde lang — seien Sie ruhig, Sie dürfen mir darüber keine Versicherungen geben. Ich kenne Sie, Sie sind ein edler Mann und solcher Berechnung unfähig. Auch wissen Sie, daß es solcher Künste nicht bedarf — meine Freundschaft für Sie — ich —"

„Reden Sie weiter, ich beschwöre Sie!" rief Egon mit leuchtenden Augen; „Sie machen mich glücklich, Sie sind ein Engel!"

„Nein, das bin ich nicht. Ich bin Ihnen Aufrichtigkeit schuldig. Nennen Sie es Stärke oder Schwäche, was ich Ihnen von meinem Innern enthüllen will, aber ich will offen sein."

„Sprechen Sie, Gabriele, es ist mir, als lebe ich in einer entscheidungsvollen Stunde.“

„Lieber Egon, in der Welt, der ich angehöre, habe ich unendliche Demüthigungen erlitten, nur weil ich arm bin, weil ich mich beschützen, weil ich mir Wohlthaten erzeigen lassen mußte. In dieser selben Welt muß ich meine Revanche haben, in dieser selben Welt muß ich reich, glänzend, mächtig auftreten können. Nennen Sie das klein, beschränkt, wie Sie wollen, aber da ich seit meiner Jugend unter jenen Demüthigungen gelitten, so ist auch dieser Gedanke von frühester Jugend so mit mir verwachsen, daß ich mich nicht mehr von ihm losmachen kann. Und jetzt hören Sie und verdammen Sie, verachten Sie mich, wie Sie wollen. Ich könnte einen Mann mit jedem Blutstropfen meines Herzens lieben, ich würde die Liebe in meinem Herzen unterdrücken, wenn er mir die Mittel zur Rache, wie ich sie verstehe, nicht liefern kann. Sie können es nicht. Durch edle Gesinnungen haben Sie eine glänzende Zukunft, die Stellung in der Gesellschaft, die Liebe und damit die Erbschaft Ihres Onkels verscherzt.“

„Und so sind wir geschiedene —“

„Nein,“ unterbrach ihn Gabriele, „nein! Ich arbeite an der Verwirklichung unserer Wünsche. Ich hoffte, daß heute auch Ihr Onkel, der Fürst, kommen werde, und — lachen Sie nicht, lieber Egon, ich lächle selbst — ich habe das ganze Arsenal meiner weiblichen Liebenswürdigkeit und Koketterie bereit gehalten, um ihn zu belagern und einzunehmen, daß er auf meine härtesten Bedingungen eingegangen wäre. Wie glücklich war ich in dem Gedanken, Sie dem Versöhnten zuzuführen und Ihnen Titel und Reichthümer zu er-

obern, auf die Gefahr hin, daß Sie dann nichts von mir armen Kinde wissen wollten. Nie hat mich mein erträgliches Gesicht so gefreut, wie diesmal, da ich davon etwas für Sie hoffen durfte. Aber er kam nicht, er ist unwohl. Ich habe darum meinen Kriegsplan geändert und mich nach einem mächtigen Alliirten umgesehen. Der Prinz —"

„Ah, der Prinz!" unterbrach sie hier Egon mit einiger Bitterkeit, — „ein gefährlicher Alliirter!"

„Der gefährlichere Alliirte," lächelte Gabriele, „ist vielleicht seine unterthänige Dienerin Gabriele Chaumont. Ich dachte, wenn der alte Fürst merkt, daß man bei Hofe von seinem Neffen milder denkt, so wird er den verlorenen Sohn und Erben freiwillig in seine Arme zurückrufen und, seien Sie überzeugt, ich bin auf dem besten Wege zu meinem, zu unserem Ziele."

Es lag nicht im Charakter Egons, auf solche Pläne mit seinem ganzen Herzen einzugehen, aber in Gabrielens Gegenwart, unter dem Banne ihrer Stimme wie ihrer Schönheit, hatte weder sein Mund noch sein Gefühl den Muth eines Widerspruches; wie sollte er ihn jetzt haben, da sie ihm zum ersten Male andeutete, daß sie ihn liebe? — da sie zum ersten Male und mit so intimem Sich-gehen-lassen von ihrer Verbindung sprach? Er konnte nichts als die Hand drücken, die sie in die seine gelegt hatte. Was sie von ihrem Wunsche, Glanz und Reichthum zu besitzen, gesagt hatte, schien ihm wohl motivirt; was sich in diesen Reden nicht mit seiner eigenen Gesinnung vertrug, erlaubte er sich nicht zu verurtheilen. Sie hat ihren Charakter, sie hat ihre Geschichte: er durfte ihre Wünsche und Gefühle nicht mit seinem Maßstabe messen; es wäre das eine

Tyrannei, die einem so ausgesprochenen, kräftigen Wesen gegenüber doppelt unberechtigt erschiene. Trotz all dem war er nachdenklich und kam das Glück nicht in ihm auf, das er sich von einem solchen Entgegenkommen Gabrielens geträumt hatte. Aber er wurde von diesem drückenden Alp erlöst, als sich Gabriele nach einigem Stillschweigen plötzlich zu ihm wandte und, die Hand hinhaltend, sagte: „Aber ob meine Pläne gelingen oder nicht, ob Sie mir den Fürstentitel und die Schätze bringen oder nicht, versprechen Sie mir Eines!"

„Was?" fragte Egon gespannt, schon bereit, einzuschlagen.

„Ob wir reich oder arm werden, ob ich meine Revanche nehmen kann oder nicht, Sie kommen, sobald ich Sie rufe und führen mich zum Altar, ob zu Fuß in eine Dorfkirche, ob im sechsspännigen Wagen in die Kathedrale — gleichgiltig."

Mehr bedurfte es nicht, um allen Zweifel in Egons gläubigem Herzen zu ersticken. Gabriele ließ ihm nur noch Zeit, ihre beiden Hände mit Küssen zu bedecken, dann erhob sie sich und lächelte: „Nun habe ich mich vor der Gesellschaft genug für Sie kompromittirt, daß ich fast nicht mehr zurück kann. Meine Schiffe sind verbrannt. Leben Sie wohl, seien Sie bereit und harren Sie meines Signales."

Sie bog um die Ecke und war wie durch Zauber verschwunden.

Als Egon, einem Träumer gleich, in das Ballgewühl zurückkehrte, hörte er da und dort von einem gestohlenen Diamantenschmucke sprechen; die Worte schlugen eigenthümlich an sein Ohr; er mußte daran denken, daß ihm auch Gabriele von einem Schmucke

gesprochen und damals, als er sie in ihrer Stube überraschte, war es ihm, als hätte er wirklich Diamanten gesehen. Es war ihm, als triebe ein böser, ein niederträchtiger Geist sein Spiel mit ihm und schiebe ihm Gedanken in den Kopf, die ihn, Gabriele, sein ganzes Glück entweihen, erniedrigen sollten. Etwas Schlimmeres konnte seiner edlen Seele in diesem Momente nicht geschehen, und wie von gemeinen, fischweiberartigen Furien gepeitscht, mit einem beschmutzten Glücke im Herzen, eilte er aus dem Hause, um Gabriele nicht wieder zu sehen, da er ihres Anblickes unwürdig war.

---

16. Kapitel.

Das Attentat.

Lieber dem Bettler den Brodsack tragen,
Als mit dem vornehmen Pöbel sich plagen.
Wilhelm Müller.

In einer politischen Gesellschaft, in einem Staate, in einem Komplexe von Staaten giebt es Momente, da es leicht ist, Prophet zu sein, da auch in der That Jedermann Prophet ist, Jedermann sagt: es muß was geschehen, Jedermann eine Katastrophe kommen sieht. Man kennt die Vorgänge, die Absichten, die Leidenschaften, die leitenden Persönlichkeiten, die Parteien, die Nöthen und die Kräfte, und man braucht diese nur wie die Zahlen in einem Rechenexempel zu gruppiren, um, wenn auch nicht gleich die Summe und das Facit zu finden, so doch zu erkennen, daß man jetzt zu irgend einem Resultate, einem Ende oder Knalleffekte gelangen müsse. Eine Privatgesellschaft mit ihren geheimen Leidenschaften, Zwecken und Geschichten ist ein weit schwierigeres Räthsel. Die ist oft mit so viel Elektrizität geladen, wie eine Gewitterwolke, und kein einzelnes Atom dieser Wolke hat die Ahnung, daß es zum Ausbruche eines Gewitters kommen müsse. Die Ballgesellschaft des Herrn von Friesen war eine solche Wolke. Die

Nachricht von dem Diamantendiebstahl mit allen Vermuthungen, die sich drum und dran hängten, die augenscheinliche Bevorzugung, die der Prinz der schönen Französin mehr und mehr angedeihen ließ, hatte sie zwar elektrisch gemacht und sie fühlte sich angenehm angeregt; Niemand aber ahnte, welche einzelne elektrische Strömungen noch stille durch das Gewölke zogen. Ein glänzender, stolzer Baron=Banquier, der es besser als Carl X. vor der Julirevolution wußte, daß er auf einem Vulkan tanzte; voll Leidenschaft wie immer, und ruhig, lächelnd, gelassen wie immer; bereit, seine persönliche Ehre zu opfern, um die öffentliche zu retten; voll Gluth für eine schöne Verruchte und darum voll von einer Hölle von Eifersucht, und zwar von Eifersucht gegen den Mann, gegen den er nichts vermochte und von dem allein er noch Rettung hoffte. Die schöne Verruchte selbst, die tanzend und lachend an mehreren Netzen zugleich spann, um sie nach mehreren Seiten zugleich auszuwerfen und jedenfalls einen guten Fang zu thun. Ein armes, gutes Weib, das sich noch in der Betäubung des ersten Erwachens befindet, eines Erwachens, das um so schmerzlicher ist, als es mit einem enttäuschenden Blick in's Leben verbunden war und einen schönen Traum zerstörte. Sie hatte den Tod im Herzen, und wie sie traumwandelnd bisher durch's Leben gegangen, geht sie jetzt mitten durch das Fest. Neben ihr, unbemerkt, mit unbemerkter, tiefer Freundschaft, alle ihre Schmerzen ahnend und über ihre Schritte und Schicksale wachend, geht der unverdächtige Freund mit dem ergrauten Barte, Graf Aurel. Und von Allen unbemerkt, ungesehen, ungekannt, hoch über den Häuptern der ganzen Gesellschaft, in der hintersten

Reihe des kleinen Orchesters, hart an den Pauken sitzt ein kleiner junger Mann, der Schulmeister, der vielleicht den kräftigsten Repräsentanten der in und über der Gesellschaft lagernden Elektrizität darstellt. Es ist bald drei Uhr; durch das kleine Fensterchen über dem Orchester bricht bereits das Tageslicht herein. Er hatte also in seiner Einsamkeit, wie auf einem Isolirschemel, Zeit, sich voll zu laden mit dem gefährlichen Fluidum. Seine musikalischen Kollegen hatten es längst bemerkt, daß er zu nichts zu gebrauchen war. Er setzte falsch ein und seine Flöte durchriß oft mit wahrhaft teuflischen Tönen die süßen Harmonien Lanner'scher Walzer. Auch benahm er sich unanständig, indem er sich bald in die vordersten Reihen drängte und seinen struppigen Kopf über die Ballustrade des Orchesters mit glühenden Augen weit vorstreckte über die vornehme Gesellschaft, bald wieder nach dem Hintergrunde eilte und sich dort eben so weit vorbeugte, um auf das stille, von der Rosa-Ampel beleuchtete Plätzchen hinabzustarren mit Tigeraugen. Und zwar that er dieses immer, wenn gerade der Prinz dasaß, ohne alle Ehrerbietung. Es stand bei seinen Kollegen lange fest, daß er sich wie ein Verrückter benahm, und der Cellist entrang ihm die Flöte und steckte sie in die Tasche, und die Baßgeige verlegte ihm den Weg, daß er nicht mehr in seine Reihe gelangen konnte. So saß er schon seit Mitternacht im Hintergrunde, das Gesicht in die Hände gedrückt, wie ein Mann, der sich unglücklich fühlt, daß man ihn an der Ausübung seiner Kunst hindere. Nur wenn er unter sich Gelispel hörte, fuhr er auf, wie gestachelt, und beugte sich lauschend so weit vor, daß der

Pauker ihn glaubte am Fuße halten zu müssen, um ihn nicht auf den Kopf des Prinzen fallen zu lassen.

Wer das Alles so gewußt hätte, wie wir es jetzt wissen, der würde vorausgesagt haben, daß sich irgend einer der elektrischen Ströme entladen und daß das Fest von irgend einem Knalleffekte, gleichwie von einem Gewitter oder Donnerschlag auseinander gesprengt werden müsse.

Aber gegen drei Uhr Morgens sah es, wie gesagt, so friedlich und freudig aus, wie es bei einem solchen Feste aussehen soll und muß. Die alten Herren und Damen spielten und mit ihnen die jungen, klugen Leute, die sich bei ihren Partnern Protektionen für das ernstere Spiel des Lebens, der Anstellungen und der Gehalte sichern wollten. Die Musik rauschte, die Tänzer tanzten, die Unbeschäftigten oder Positiven hielten sich in der Nähe des Buffets; die ehrwürdigen Tanten und Begleiterinnen der jungen Damen schlossen hie und da ein müdes Auge, um ein Schlückchen Schlaf zu thun und Kräfte für die nächste Viertelstunde zu sammeln.

Ein furchtbarer Lärm, als führe ein Donnerschlag durch den Saal, weckte sie, daß sie auffuhren, von dem hohen Tritte, auf dem ihre Stühle standen, schreiend, nach ihren Schutzbefohlenen rufend, unter die Tanzenden sprangen und die Verwirrung noch vermehrten, die unter diesen, plötzlich entstanden, schon auf betäubende Weise ihre Herrschaft übte. Es war in der That wie ein Kanonenschlag und, da ein Prinz da war, wie die Explosion einer Höllenmaschine. Zuerst ein Knall, dann ein langes, dumpfes Rollen und Grollen, als ob das Ungeheuer der Höllenmaschine nicht zur Ruhe kommen wollte. Auf das erste Geschrei folgte augen-

blicklich das stumme Horchen des Entsetzens, und dieses Entsetzen vermehrte sich, als mitten durch die momentane Stille ein Gelächter erscholl, das, höllisch genug, der würdige Begleiter einer Höllenmaschine sein mußte. — Der Prinz! der Prinz! die Hoheit! schrie es von allen Seiten und dazwischen die verschiedensten Mädchennamen: Emilie! Charlotte! Josephine! Bertha! von den Lippen der Mütter und Duegnen — und schon drängte sich ein Knäuel von Menschen der Thüre zu, während einzelne tappend an den Wänden hinliefen und besinnungslos nach einem Ausgange suchten, bis sie in den großen Strom geriethen, der sie mit den Andern zur Thüre hinauszog.

„Es ist nichts! es ist nichts! ein Zufall! ein blinder Lärm!" rief Herr von Friesen. „Bleiben Sie, meine Herrschaften, bitte, bleiben Sie! Es ist gewiß nichts!"

Aber Niemand hörte ihn, alle Welt hatte der panische Schrecken ergriffen, alle Welt drängte der Thüre zu und schon wurde der Lärm vermehrt durch den Lärm, der von unten heraufdrang, wo die Wagen, viele auf einmal, vorfuhren, die Kutscher einander verdrängen wollten und ihren Bestrebungen durch Geschrei und Fluchen Nachdruck zu geben suchten.

Mathilde war mitten in den Strom gerathen und fortgetragen worden. Plötzlich stand sie unten vor der Thür, als ob sie zu denen gehörte, die das Haus verlassen wollten. Besinnungslos, betäubt von allen den Vorgängen der Nacht, von der unerklärten Katastrophe, von der Verwirrung stand sie da, durch das Gedränge allein aufrecht gehalten, von den Fliehenden hin und her gestoßen. Es schwindelte ihr, sie wankte und sank,

und die Flucht wäre über sie hinweg gegangen, wenn sie nicht zwei kräftige Arme aufgefangen hätten, die sie emporhoben und wie ein Kind in's Haus zurücktrugen. Wohl bekannt mit allen Lokalitäten des Hauses trug sie Graf Aurel in das erste Zimmer des Erdgeschosses, das zum Billardsaal führte.

Er ließ sie sanft auf ein Sopha nieder, horchte nach ihrem Herzen und setzte sich dann neben sie, um sie aufmerksam zu betrachten. Aber er mußte erst etwas vom Auge fortwischen, bevor er sie ohne Schleier betrachten konnte. Wie bleich sah sie in dem schwachen Morgenlichte aus, das mit Mühe durch die verhangenen Fenster brach. — „Armes, gutes Weib!" lispelte er vor sich hin, — „deine beste Zeit ist vorüber! Wie wirst Du ertragen, was kommen soll, was sich so drohend und wirr ankündigt? Ach, Deine Jugend ist dahin! —"

So saß er lange, ehe er sich entschloß, sie in's Leben zurückzurufen. „Wie bis jetzt der Traum, so thut ihr vielleicht von nun an nur die Bewußtlosigkeit gut," dachte er, indem er sich immer tiefer zu ihr niederbeugte. Und weiter dachte er: „Jetzt, da sie so viel erkennen muß, wird sie vielleicht auch erkennen, welchen treuen Freund sie besitzt und immer besessen hat!" — Und: „So viel darf ich für so viel Liebe!" dachte er ferner, indem er sich noch etwas tiefer niederbeugte und einen leisen Kuß auf die bleiche Stirne drückte. Dann erst ging er, um das Mädchen und frisches Wasser zu holen.

Gewiß, Mathilde hatte gute Freunde. Von dem Augenblicke an, da sie so traurig mit dem zusammengerafften Schmucke das Kinderzimmer verlassen hatte,

ließ es auch Alfred keine Ruhe. Er wollte auch auf den Ball, um in ihrer Nähe zu sein. Aber die Scenen, deren Zeugen sie gewesen, hatte die Kinder, besonders Odo, aufgeregt, die Musik war zu nahe und sie konnten nicht schlafen und wollten nicht, daß sie Alfred verlasse. Die armen Kinder hatten Furcht. Erst spät entschliefen sie; Alfred ließ sie unter der Hut Mariens und ging in sein Zimmer, um Toilette zu machen. Wie erstaunlich rasch kleidete er sich um; wie wenig von jener Eitelkeit, von jener Selbstgefälligkeit war übrig, die wir auf seiner ersten Fahrt in's Landhaus an ihm kennen gelernt. Er dachte nicht daran, Jemand gefallen zu wollen, während er damals nichts anderes gedacht hatte.

Von seiner Stube aus mußte er durch jenen dunklen Gang, um an eine enge Wendeltreppe zu gelangen, die hart am kleinen Orchester hinabführte am Saal vorbei und von da weiter hinab in den Hof. Der Gang, den wir während des Aufruhrs dunkel gesehen haben, war heute beleuchtet. Alfred war kaum in dessen Mitte angelangt und dachte eben nach, ob er nicht noch einen Blick in's Kinderzimmer werfen solle oder ob es nicht besser sei, die Schlafenden nicht mehr zu stören, als sich wie unter seinen Füßen jener gewaltige Knall hören ließ, der unten im Saal die greuliche Verwirrung anrichtete. Er blieb erschrocken stehen, wie man immer in solchem Momente thut, dann aber beschleunigte er seine Schritte. Wie er um die Ecke gegen die Wendeltreppe biegen wollte, stieß er gegen Jemand, der mit gewaltiger Eile den Gang zu gewinnen suchte. Er fuhr zurück und erkannte den Schulmeister, seinen alten Gegner.

„Was geht vor, was ist geschehen, wo wollen Sie hin?“ rief er, indem er den Schulmeister vorn am Rocke packte.

„Bürger Lindau,“ sagte der Schulmeister, „lassen Sie mich los; machen Sie sich nicht zum Polizisten eines Prinzen wegen, indem Sie mich hier verhaften. Ich bin auf der Flucht.“

„Was ist geschehen? Was haben Sie gethan?“

„Was wird's Großes sein,“ lachte der Schulmeister, „zu großen Thaten bin ich nicht geboren. Es wird Alles lächerlich an und bei mir. Ich habe Sr. Hoheit von der Höhe des Orchesters die große Kesselpauke an den Kopf geworfen.“

Alfred fühlte sich in der That nicht berufen, einen Flüchtling aufzuhalten und für den Prinzen den Häscher zu machen; ja, er fühlte sich sogar unwillkürlich gedrungen, dem Flüchtling Hilfe zu leisten, und indem er ihn losließ, sagte er: „Diesen Gang entlang, dann führt die Treppe hinab und vorn eine Thür in den Vorhof.“

„O ich kenne den Gang und die Wege!“ rief der Schulmeister, indem er dahinlief mit der Sicherheit eines Eilenden, der in der That seinen Weg kennt.

Alfred sah ihm einen Augenblick nach und murmelte: „Er kennt den Gang? Hier wurde der Schmuck ausgeliefert, Er ist der Dieb! Oder er muß wissen, wo der Schmuck steckt!“

Von der Macht des furchtbaren Geschreies und Gepolters unten im Saale angezogen, eilte er weiter, als er wieder auf der oberen Stufe der Wendeltreppe aufgehalten wurde. Gabriele stand vor ihm. Noch immer unter der Herrschaft seiner neuen Entdeckung

rief er ihr entgegen: „Fräulein Gabriele, ich weiß, wer die Diamanten gestohlen!"

„So?" fragte Gabriele und fuhr einen Schritt zurück, während sie in der Dämmerung der Treppe mit scharfem Blicke den Ausdruck seines Gesichtes zu prüfen suchte.

„Ja, ich vermuthe" — begann Alfred, als sich plötzlich hinter Gabriele in etwas rauhem Kommandoton die Worte hören ließen: „Vorwärts, Fräulein Chaumont, vorwärts!" — an welches Kommando sich die Ausrufe: „Welch ein Affront! Welche Dummheit!" — ja sogar einige Worte knüpften, die fast wie Flüche klangen. Jetzt erst bemerkte Alfred, daß Gabriele auf der schmalen Wendeltreppe den Prinzen hinter sich an der Hand führte. Seine gewaltige Gestalt tauchte unheimlich und böse blickend aus der Dämmerung der Treppe in den beleuchteten Gang auf. Sein sonst ordonnanzmäßig gekämmtes, kümmerliches Haar lag unordentlich über die rechte Schläfe, welche sammt der Wange stark geröthet war; sein Auge glühte voll Ingrimm und seine Lippen murrten und murmelten ohne Unterlaß. Er sah aus, als wäre er im Begriffe, ein Regiment dezimiren zu lassen. In den Gang tretend, riß er die Uniform auf, wie um sich Luft zu machen.

„Stille!" lispelte Gabriele Alfred zu, — „wir sprechen ein anderes Mal davon."

„Vorwärts!" kommandirte der Prinz auf's Neue.

„Gleich, Hoheit!" sagte Gabriele begütigend, „gleich sind wir an der Haupttreppe."

„Nein!" rief er ärgerlich zurück; „ich habe Ihnen gesagt, daß ich Niemand mehr sehen will, keinen Menschen — mit Niemand in Berührung kommen."

„Aber der Wagen wird durch den Garten vorgefahren sein," entgegnete Gabriele.

„Junger Mensch," herrschte der Prinz Alfred zu, „gehen Sie, schicken Sie mir meinen Wagen vor's Haus, in den Hof!"

Alfred erhob den Kopf. Er war nicht gewillt, einem im solchem Tone gegebenen Befehle zu gehorchen. Auch wollte er keine Zeit verlieren, da der Aufruhr unten im Saale immer lauter tobte und er vor Allem in diesem Wirrsal bei Mathilde zu sein wünschte. Aber eben der Gedanke an Mathilde und daß das Heil des Hauses vielleicht vom Prinzen abhing, bewog ihn, sich zu fügen, obwohl der Prinz, als er zögerte, ein barsches: „Nun wird's bald!" herauspolterte. Die Treppe hinuntereilend und nach dem Wagen suchend, sagte er sich, daß er Mathilde dieses Opfer bringe, indem er solchem Befehle so gehorche.

Dem Prinzen war das Zurückwerfen des Kopfes und der widerspenstige Blick Alfreds nicht entgangen. — „Wer ist der junge Mensch?" fragte er mit zusammengezogenen Augenbrauen.

„Es ist der Hofmeister der Kinder, Alfred Lindau, irgend ein Proletarierjunge."

„Den Eindruck machte er mir — ein freches Gesicht."

„Eure Hoheit kennen die Menschen," versicherte Gabriele lächelnd. „Das ist," fuhr sie ernsthafter fort, „ein eigenthümlicher junger Mensch. Nicht frech, was man so gewöhnlich nennt, etwas mehr — ein Revolutionär."

„So?" fragte der Prinz gedehnt, — „ein Revolutionär? Vielleicht geht das Attentat von ihm aus. Ein schönes Haus das! Aber es ist das eine Lehre für mich. Warum geht man in ein solches Haus!"

„Ja," fuhr Gabriele geheimnißvoll fort, „ein Revolutionär, ein Republikaner, ein Kommunist! Hoheit hätte ihn hören sollen, welche Reden er bei dem Arbeiteraufruhr verführte, wie er von der Noth der Armen sprach, von Menschenrechten, von Recht auf Arbeit, Bildung und Gott weiß was."

„Von solchen Leuten läßt man die Kinder erziehen!" lächelte der Prinz.

„Und," sagte Gabriele noch leiser, „der Himmel weiß, wie es sich mit den Diamanten verhält — da er Kommunist ist —"

„Ha, ha!" lachte der Prinz.

„Versprechen mir Eure Hoheit Eins."

„Was denn, mein schönes Kind?"

„Ich höre und sehe Manches. Ich beobachte diesen gefährlichen jungen Menschen. Wenn ich irgend welchen gegründeten Verdacht habe, daß er dem Diamantendiebstahle nicht fremd ist, daß jenes Attentat von ihm ausgegangen oder daß er irgendwie weiter spinnt an seinen revolutionären Plänen, gebe ich Eurer Hoheit — aber es bleibt dann unter uns — einen Wink und Eure Hoheit verfügen dann, was mit dem jungen Menschen werden soll."

„Gewiß, meine theure Gabriele — Sie sind ein staatsmännischer Kopf — ich werde dem Knaben eine Kur angedeihen lassen, daß ihm die revolutionären Gedanken bis an sein Lebensende vergehen sollen."

So sprechend waren sie an der Haupttreppe angekommen, die vorn in den Vorhof führte, eben als unten der Wagen des Prinzen vorfuhr. Sein Zorn hatte sich indessen etwas gelegt und er nahm sich zusammen, um von Gabriele den freundlichsten Abschied zu nehmen.

Sie lächelte ihn auf eine Weise an, daß auch die letzte Wolke von seiner Stirne verschwand.

„Also es bleibt bei unserer Verabredung, mein Engel?" fragte er, indem er ihre Hand ergriff.

Gabriele blickte verschämt zu Boden und nickte bejahend mit dem Kopfe.

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand, aber ehe er sich dessen versah, fühlte er selbst einen Kuß auf der seinen, und als er den Kopf erhob, floh sie, ohne sich umzusehen, in das Innere des Hauses.

„Das ist Eine, wie ich sie brauche," dachte der Prinz, die Treppe hinabsteigend; „klug, vornehm, groß denkend, hinreißend schön und — sie liebt mich! Sie liebt mich leidenschaftlich!"

Während der Wagen des Prinzen schon zum Hofe hinausrollte, suchte Herr von Friesen noch immer nach seinem hohen Gaste. Nachdem er es vergebens versucht hatte, die Gesellschaft zu beruhigen und zurückzuhalten, sprang er vom Stuhle, auf den er, um besser gehört zu werden, gestiegen war und eilte der Gegend des Saales zu, nach welcher er den Prinzen mit Gabriele sich entfernen gesehen. Im obern Theile des Saales angekommen, stand er bereits in einer Wüste, allein, da Alles gegen die Thüre drängte. Es war ihm plötzlich zu Muthe, als wäre er von aller Welt verlassen. Die Hände vor die Augen gedrückt und schwankenden Schrittes ging er weiter, hinter das kleine Orchester, wohin sich, wie er nur zu gut wußte, im Laufe der Nacht der Prinz mit Gabriele mehrere Male zurückgezogen hatte. Es war dunkel in dem kleinen Raume. Er stieß mit dem Fuße auf etwas Großes, Schweres und Bewegliches, das bei dem Stoße zu brummen

und unheimlich im Halbkreis um ihn zu rollen begann, bis es sich langsam vergrollend zur Ruhe begab. Da er auch hier weder den Prinzen noch Gabriele traf, schlug er sich mit beiden Fäusten vor die Stirne, und auf das Sopha fallend, rief er zweimal, erst zornig und verzweifelnd, dann traurig und aufgegeben:

„Es ist Alles verloren! Alles! Alles!“

17. Kapitel.

In der Einsiedelei.

Sonst bringt die Schwäche Frauen wohl zum Fallen;
Sie war sehr stark — die Schlimmste drum von Allen.
Byron.

Die Demüthigung, die er vom Prinzen erlitten, erfüllte Alfred mit einiger Genugthuung, ja mit einer gewissen Heiterkeit. Trug er sie doch mit Rücksicht auf Mathilde, auf die Kinder, auf das Haus, dessen Brod er aß, ja selbst auf den Baron, dessen Lage er durchschaute nnd mit dem er mehr und mehr Mitleid zu empfinden begann. Und wenn der Prinz ihn demüthigte, so hatte er unbewußt ein Recht, ihm ein Uebel anzuthun, da er einige Minuten früher den Verbrecher entwischen ließ, der Seiner Hoheit „den Affront" angethan und ihr die Kesselpauke an den Kopf geworfen hatte. Nicht wenig trug zur heiteren Stimmung seines Gemüthes auch die Hoffnung bei, daß er den entwendeten Diamamten auf der Spur sei. Durch den Ausruf des Barons in der Kinderstube hatte er erfahren, welchen hohen Werth sie hatten. Sie repräsentirten ein Vermögen, das gerettet werden konnte, wenn der Baron zu Grunde ging, und die Baronin war noch wohlhabend, selbst wenn ihr Mitgebrachtes durch die Unterschrift, die sie damals gab, als die Vase, „das

Glück von Edenhall," zertrümmert wurde, verloren war. Vielleicht war es ein Glück, daß der Schmuck für einige Zeit verschwunden, für die Zeit, in welcher er in den Abgrund des Herrn von Friesen geworfen worden wäre. Der Schulmeister machte ihm nicht den Eindruck eines gemeinen Diebes; er lebte nach wie vor in Armuth, da er als Flötist im Orchester mitspielte. Auch unter den Arbeitern, mit denen es Alfred seit dem Aufruhr im Auftrage Mathildens, um ihre Noth zu erforschen und zu erleichtern, zu wiederholten Malen zu thun gehabt, hatte er nichts von den Wirkungen der Hunderttausende, die in dem Schmucke staken, gemerkt. Man mußte, an den Schulmeister sich haltend, des Schmuckes wieder habhaft werden können. So grübelte Alfred voll Hoffnung, aber doch getheilten Herzens, während er überall im Hause nach Mathilde suchte. Er stieg schon zum zweiten Male die Treppe nieder, als sie ihm am Arme des Grafen Aurel begegnete. Sie war blaß, aber ruhig, und mit unendlicher Innigkeit winkte sie ihm einen guten Morgen zu. Jener Anflug von ehrgeiziger, eitler Liebe, den er in der ersten Zeit seines Aufenthaltes im Hause für sie empfunden hatte, war seit lange in das brüderlichste Gefühl übergegangen, erhöht durch das Mitleid, das ihm ihre Lage einflößte. Und so fühlte er sich jedes Mal neu beglückt, wenn ihm ein Blick von ihr ihren Zusammenhang mit ihm bestätigte, und erfreut, wenn er sie erheitert sah. Dies war jetzt, nach den Erlebnissen der Nacht, in erhöhtem Grade der Fall. Immer in solchen Momenten segnete er sich, daß keine Schuld zwischen ihm und ihr stehe, daß ihn das Glück davor bewahrt hatte, trotz seinem Streben, eine solche Schuld

herbeizuführen. Und stünde diese Schuld jetzt nicht auch zwischen ihm und Marie? — Eine lustige Melodie vor sich hinsummend, ging er durch die Oede und Ungemüthlichkeit verlassener Ballräume, durch das unerquickliche Gemisch von Licht, das aus dem hereinbrechenden Tage und aus dem Schimmer der herabgebrannten Lampen und Kerzen entstand und wie eine schmutzige Atmosphäre auf abgetretenen Kleiderfetzen, verlorenen Taschentüchern, umgestürzten Blumentöpfen lagerte. Erst vor der Kinderstube schwieg sein summendes Liedchen und die Melodie von: Freut euch des Lebens, so lang das Lämpchen glüht — und leise, leise öffnete er die Thüre, um noch einmal nach den Kindern zu sehen, ob der Lärm sie nicht geweckt und erschreckt habe. Aber sie schliefen den Schlaf der Gerechten und mit ihnen, neben dem Bette Odo's, der noch schlafend ihre Hand hielt, Marie. Sie saß in einem Lehnstuhle, aber ihr Kopf lag neben Odo's auf dem Kissen und ihr schlafendes Gesicht sah nicht minder kindlich aus, als seines. Unendlicher Friede und Unschuld waren darüber ausgegossen. Er streckte die Hand wie segnend über sie aus; da fiel eine Rose, die er im Saale im Vorübergehen und zerstreut gepflückt hatte, aus dieser segnenden Hand in ihren Schooß. Auch das freute ihn, er lächelte, und noch vergnügter, als er gekommen war, schlich er leise zum Zimmer hinaus.

Es war heller, wenn auch etwas gedämpfter und umwölkter Sommertag. Auf dem Garten lag zwar einige Melancholie und auf Wegen und Rasenplätzen sah es beinahe eben so unbehaglich aus wie im verlassenen Ballsaal; aber Alfred hatte jetzt kein Auge für das Unerquickliche. Ihm war so wohl, wie lange nicht;

er wußte nicht, daß neben all den angeführten Ursachen seiner Heiterkeit einige fieberische Aufregung nach der durchwachten Nacht zu seiner Stimmung auch etwas beitrug. Er hätte die Welt umarmen mögen. Mit raschen Schritten durchwanderte er Garten und Wäldchen, ohne einen Augenblick daran zu denken, daß es Zeit sei, zu Bette zu gehen. Valentin, das Reh, blickte aus der Gartenumzäunung van der Sluy's schüchtern hervor, als ob er sich überzeugen wollte, daß es im Garten wieder ruhig und sicher sei. Alfred lockte ihn und er sprang mit einem Satze über den Zaun und ihm entgegen, froh, wieder nur ein bekanntes Gesicht zu sehen, wo ihn gestern so viele fremde erschreckt hatten, und Alfred, in seiner Weltumarmungslust, drückte seinen Kopf an sich und küßte ihn als Freund und Eigenthum Mariens. Valentin ließ sich das einige Zeit gefallen, dann sprang er fort, um sein altes Gebiet wieder in Besitz zu nehmen. Alfred folgte ihm ins Wäldchen und stand plötzlich vor der Eremitage, die er des unglückseligen Festes wegen hatte verlassen müssen und die ihm, als erster Aufenthalt, so lieb geworden war. Nun würde er wohl wieder da einziehen können. Er warf einen prüfenden Blick hinein, um zu sehen, wie viel wieder wegzuräumen sein werde, und er sah in einen vollkommen veränderten, unbekannten Raum. Der hinterste Theil der Eremitage, ein Vorbau, der sein Alkoven gewesen, war in ein Buffet verwandelt und durch einen Vorhang und einen Kredenztisch vom vorderen Raume, seiner eigentlichen Wohnstube, abgeschlossen. Die Wohnstube selbst, ein längliches Gemach, war mit blauen und weißen Tüchern drappirt, die oben Blumen- und Laubguirlanden

als Fries begrenzten. Es war hier Alles so reinlich, ordentlich, unberührt, daß das Fest diese verborgene Einsiedelei gar nicht erreicht zu haben schien, und Alfred sagte sich, daß man ihn überflüssigerweise aus seinem stillen Asyle verdrängt habe. In einer Ecke stand ein Sopha, bei dessen Anblick ihn einige Lust nach Ruhe überkam und ihn anlockte, in der Stille und Morgenfrische einen erquickenden Schlaf zu thun. Er wäre dieser Lockung vielleicht gefolgt, wenn nicht eine andere, stärkere die Obergewalt erhalten hätte. In der Mitte der Stube nämlich stand ein kleiner Tisch mit zwei Gedecken, einer Flasche Malaga, einer Pastete, und was an Gläsern dazu gehörte, darauf, und zwei Stühle davor. Ein Messer stak herausfordernd in der Pastete. — Tischchen decke dich! sagte Alfred vor sich hin, und stärker als die Schlaflust erwachte bei diesem Anblick nach der durchwachten Nacht, nach dem Spaziergange sein jugendlicher Appetit. Vielleicht machte er in dieser Stunde auch die Erfahrung, daß nach starken seelischen Aufregungen plötzlich der Körper seine Rechte um so energischer geltend macht und daß die erschöpften Nerven vom Magen neue Kräfte verlangen, jene Erfahrung, die schwer Bekümmerte so sehr demüthigt, wenn sie bemerken, wie sie trotz allen Kummers des Magens gedenken müssen. Alfred sagte sich, daß er zu den geladenen Gästen gehörte und daß er ein Recht hatte, auch etwas von den Genüssen des Festes zu kosten. Wer weiß, für wen diese zwei Gedecke hergestellt waren — aber jetzt waren sie verlassen, alle Gäste fort, also eine res nullius und Jedermanns Eigenthum. Und ehe er den Gedanken ausgedacht hatte, saß er auf einem der Stühle vor dem Tische und schnitt er mit

dem lockenden Messer tiefer in die Pastete und goß er aus der entkorkten Flasche die dunkle Flüssigkeit in's Glas.

Der erste Bissen ist ein Bohrer! dachte er in Erinnerung an eines der zahllosen Sprichwörter seiner Großmutter, während er bereits den dritten und vierten zum Munde führte, und er war im besten Zuge, das Sprichwort in der ausgiebigsten Weise zu bewahrheiten, als er im Wäldchen ein Geräusch hörte, das sich zu nähern schien. Er blickte durch's Fenster und sah Herrn von Friesen, der sich durch's dichteste Gebüsch einen Weg bahnte und offenbar der Eremitage entgegenstrebte. Der sonst so elegante und ruhige Baron war kaum zu erkennen. Seine Züge waren verzerrt, seine Kleider in Unordnung; die ganze Gestalt sah im höchsten Grade aufgeregt und zugleich verwelkt aus. Alfred wünschte nicht, nach den Erlebnissen dieser Nacht mit ihm zusammenzutreffen; auch wollte er nicht vom Baron ertappt werden, wie er hier gewissermaßen die Ueberreste des Festmahles aufzehrte, gleich einem naschhaften Diener. Hätte ihn der Baron, außerdem in schlechter Laune und offenbar wünschend, allein zu sein, in dieser Lage betroffen, es wäre schwerlich ohne irgend ein demüthigendes Wort abgelaufen, vielleicht noch schlimmer, da Alfred, der an der Demüthigung durch den Prinzen genug hatte und gegen den Baron erzürnt war, stark geantwortet haben würde. Er ließ Messer und Gabel fallen und entschloß sich zur Flucht. Aber schon war ein Entrinnen durch die vordere Thüre, durch die er gekommen war und auf die der Baron losging, nicht zu denken. Zum Glück hatte auch der Vorbau, das jetzige Buffet, sein ehemaliger Alkoven,

eine Thür, die, sonst immer geschlossen, für das Fest geöffnet worden war, um rückwärts die Diener mit den Speisen und Getränken einzulassen. Mit einem Sprunge war Alfred über den Kredenztisch und hinter den Vorhängen, die das Buffet verdeckten. Aber die hintere Thür war geschlossen. Mit einem starken Ruck hätte er sie öffnen können. Auch dazu war es zu spät, denn schon trat der Baron in die Eremitage und das geringste Geräusch hätte Alfred verrathen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich auf einen Stuhl niederzulassen und zu warten, bis sich der Baron entfernen werde. Im Dunkeln sitzend, konnte er nicht gesehen werden, während er durch die dünnen Vorhänge sehr wohl in den hellen Vorderraum sehen und den Baron beobachten konnte.

Allein es sah gar nicht darnach aus, als ob der Baron die Eremitage so bald verlassen wollte. Gleich bei seinem Eintritt, ohne sich weiter umzusehen, warf er sich, wie von großer Müdigkeit übermannt, auf's Sopha, und Alfred fürchtete schon, so lange in seinem Verstecke bleiben zu müssen, als der Schlaf des Barons dauern werde. Doch erhob sich dieser bald wieder, ging bald auf und ab, bald blieb er vor dem Fenster stehen und blickte hinaus, als ob er Jemand erwartete. Dann sah er wieder auf die Uhr, dann setzte er sich wieder, um gleich darauf sich auf's Neue zu erheben und wieder aus dem Fenster zu spähen: ein lebendes Bild der Erwartung, der Unruhe und der Niedergeschlagenheit zugleich. Wahrscheinlich, dachte Alfred, bin ich bestimmt, hier den Horcher zu machen, vielleicht der Zeuge einer Scene zu sein, die geheim bleiben sollte. Er überlegte, ob er nicht hervortreten solle, so

lange es noch Zeit sei, als Gabriele, noch im Ballkleid, aber in ein großes, braunes Tuch gehüllt, hereintrat. Der Baron, der in der Richtung des Hauses geforscht, während sie den weiten Umweg im Halbkreis um das Wäldchen genommen, hatte sie nicht kommen sehen und fuhr erschrocken zusammen, als die Thür aufflog, und war, obwohl er sie offenbar erwartete, eben so überrascht wie Alfred.

Sie warf das Tuch, das sie wie eine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, auf die Schulter zurück und der verborgene Lauscher hatte beinahe Mühe, einen Ausruf der Bewunderung zurückzuhalten. So schön hatte er sie nie gesehen. Sie war wunderbar, sie war unheimlich schön! Obwohl er nie den Schatten einer Neigung für sie empfunden, obwohl ihn von Anfang an ein Gefühl der Scheu, beinahe des Hasses und Widerwillens von ihr abstieß, so begriff er jetzt doch, daß dieses Weib wie mit zauberischen Liebestränken auf männliche Herzen wirken könne; ja, es war ihm, als entspringe die Scheu vor einem solchen Weibe aus Charakter- und Gemüthsschwäche, aus einer gewissen Feigheit, und als wäre der Muth, sie zu lieben, ein Beweis männlicher Stärke, wie es manches Verbrechen ist. — Obwohl wenigstens um einen Kopf kleiner, als der schlanke Baron, und von den anmuthigsten Formen, sah sie doch groß, ja gewaltig aus; auf der Blässe, die das beinahe fünfzehnstündige Fest auf ihren Wangen zurückgelassen, lag ein feines, durchsichtiges Roth, während auf den bleichen Schläfen sanft blaue Aederchen zum Vorschein kamen. Das Haar hatte sich hie und da von seinem Zwange befreit und fiel halb gelockt und lang auf Hals und Nacken, deren schimmern-

des Weiß neben dem Dunkel desto stärker hervortrat. Mit der einen Hand hielt sie das Tuch über der Schulter fest, um die halbentblößte Büste gegen die Morgenfrische zu schützen, daß es vorn auf der Brust Falten bildete, die ein Maler „historische Falten" genannt haben würde. Dabei blickte ihr Auge, ganz im Widerspruche mit ihrem raschen Eintreten, mit der übernächtigen Blässe, mit ihrer ganzen Erscheinung überaus ruhig, ja kalt, trotz dem Lächeln, das im ersten Augenblicke über ihre schmalen, rothen Lippen flog. Alfred dachte bei ihrem Anblick an die Frauengestalten der Maler der Renaissance, an die Landsmänninen und Zeitgenossinnen der Lucretia Borgia, der schönen Joconde, Bianca Capello, Beatrice Donato, die so unwiderstehlich anziehen, obwohl man weiß, daß neben der Schönheit Gift und Dolch zu ihren Waffen gehörten.

„Ich danke Ihnen, daß Sie Wort halten!" sagte Herr von Friesen, indem er sich auf ihre Hand hinabneigte, die er bei ihrem Eintritt mit Hast ergriffen. Wie ein Bittender, in unterthäniger Stellung, beinahe klein erscheinend neben der aufrecht Stehenden, die ihm ihre Hand überließ, sagte er nach einiger Zeit wieder: „Ich danke Ihnen, Gabriele, aber ich habe es nicht gehofft."

„Warum nicht?" fragte sie kurz.

„Nach dieser Nacht — die Art, wie sie den Prinzen —"

„Thorheit!" unterbrach ihn Gabriele. „Was wollten Sie mir sagen?"

„Ich verliere Sie, Gabriele!" rief Friesen mit bebender Stimme, — „nach dieser Nacht, vor diesem

anbrechenden Tage muß ich Gewißheit haben. Ich ertrage es nicht länger; Sie spielen mit mir, Sie weiden sich an der Leidenschaft, die mich verzehrt. Ich muß wissen — Sie haben mir Hoffnung gegeben und Sie bringen mich zur Verzweiflung. Um Gotteswillen, Gabriele, spielen Sie nicht mit mir; jetzt, gerade jetzt nicht. Ich muß mein Schicksal kennen, denn ich muß Entschlüsse fassen. Die nächste Zukunft kann mir Schreckliches bringen, aber ich will lachen, wenn nur Sie mir bleiben, wenn Sie mich lieben!"

Alle diese Reden wurden stückweise hervorgestoßen und mit einem Tone, der unter Thränen zu zittern schien. Solche Leidenschaft hätte Alfred im Baron nicht für möglich gehalten und sein ganzes Wesen schien ihm bemitleidenswerth. Er sah unglücklich, tief unglücklich aus, wie plötzlich gealtert und so zerknirscht, als ob aller Stolz von ihm genommen wäre. Gabriele beharrte in ihrer Ruhe.

„Setzen Sie sich, lieber Freund," sagte sie und zwang sich zu lächeln; — „wir befinden uns beide in einem ernsten Momente. Beruhigen Sie sich. Lassen Sie einen Augenblick Gefühl und Leidenschaft schweigen, um meine Sprache der Vernunft zu verstehen und mich nicht zu mißverstehen. Ob ich Sie liebe oder nicht, lieber Friesen, darüber wollen wir jetzt schweigen — ich habe Ihnen oft genug gesagt — ich habe Ihnen erlaubt — doch nein, ich wollte ja nicht von meinen Gefühlen sprechen. Ich bin ein armes, einsam stehendes Mädchen, ich muß mir Gewalt anthun und was ich fühle unterdrücken, um meinen einzigen Vormund und Beschützer, meinen Verstand allein sprechen zu lassen. Sie dürfen mich nur nicht verkennen —"

„Wenn auch," rief Friesen, „lieben muß ich Sie doch! Ich fürchte jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, aber ich weiß doch, daß ich Sie lieben muß, was Sie immer thun oder sagen."

„Dafür sollen Sie auch belohnt werden," lächelte Gabriele, „aber jetzt hören Sie mich ruhig an. Sie kennen mich, Sie wissen, wer ich bin, Sie kennen meinen Stolz, meinen Ehrgeiz. Darüber schweige ich, Sie müssen ohne ein Wort begreifen, daß, Sie lieben und in Ihrem Hause bleiben, Ihr Gnadenbrot essen und Ihre — Freundin sein — o! — ich bin Mademoiselle de Chaumont und wenn Sie einen Funken wirklicher Liebe für mich empfinden, werden Sie mir nicht zumuthen —"

Sie hielt inne und sah ihn mit einem stolzen Blicke an, der ihn zwang, die Augen niederzuschlagen.

„Ich bin nicht ganz so verlassen und hilflos, wie es den Anschein hat!" fuhr sie noch stolzer fort; — „ich habe nur die Wahl meines Schicksals. Nur einen Wink und Graf Egon führt mich zum Altar, und Prinz Viktor —"

Bei Nennung dieses Namens wurde die Haltung des Barons wieder etwas strammer, sein Auge glänzender; er wollte sich erheben und etwas sagen, aber Gabriele schnitt ihm das Wort ab.

„Beruhigen Sie sich! Egon ist ein Schwärmer, ein weicher Narr und Phantast, mit dem ich mich fürchterlich langweilen würde; eine Verbindung mit dem Prinzen bedürfte noch langer Vorbereitungen und Unterhandlungen, bis sie sich so gestaltete, daß ich mich auf ein solches Wagniß einlassen könnte. Nicht eine schiefe Stellung brauche ich, ich möchte

herrschen! Freiheit, vollkommene Unabhängkeit würde ich vorziehen."

Unter der Kälte dieser Auseinandersetzungen schien Friesen nach und nach zu erstarren; er regte sich nicht, er saß da, wie Einer, der nur zuhören, nur vernehmen, nicht antworten darf. Aber sein Blick sagte es, daß trotz Allem weder seine Leidenschaft, noch seine Bewunderung für Gabriele unter diesem ihrem Auftreten gelitten. Ja, sein Gesicht überzog sogar ein Lächeln, als sich ihm Gabriele jetzt ganz näherte und die Hand auf seine Schulter legte.

„Lieber Friesen, nachdem ich nun mit dem Verstande allein zu Ihnen gesprochen, soll jetzt neben dem Verstande auch das Herz ein Wörtchen verrathen. Ja, lieber Friesen, ich liebe Sie! Ich habe Mitleid mit Ihren Leiden, ich will ganz Ihnen gehören, aber —"

„Aber?" fragte er mit stockender Stimme.

„Frei, unabhängig müssen Sie mich machen, daß meine Liebe als eine freie Gabe erscheine."

„Wie? wie?" fragte er wieder, zitternd.

„Man sagt, Sie besitzen zwanzig Millionen —"

Gabriele hielt einen Augenblick inne — Friesen schwieg und sah zur Erde nieder.

„Von den zwanzig Millionen," sagte Gabriele mit etwas lauterer und entschiedener Stimme — geben Sie mir Eine!"

Friesen fuhr zusammen und drückte rasch den Kopf in beide Hände, ohne ein Wort zu sagen. Gabriele stand neben ihm und sah wartend zu ihm nieder.

„Sie überlegen?" fragte sie nach einigen Minuten mit etwas Spott in der Stimme; — „der Prinz —"

Friesen ließ sie nicht weiter sprechen. — „Ich kann nicht! rief er flehend. „Gabriele, hören Sie — ich bin ruinirt, mein ganzes Vermögen ist dahin — in Kurzem muß es ruchbar werden — dann werden sie herbeikommen und Alles verloren sein, Geld, Ehre, Stellung, Alles, Alles!"

Nach diesen Worten fiel er in sich zusammen. Es war, als ob seine Kleider ihm plötzlich zu weit geworden wären; Alles hing und schlotterte an ihm und er selbst war wie um viele Jahre gealtert.

In Gabrielens Mienen und Stellung hatte sich nichts verändert, nur daß sie jetzt in zärtlicherem Tone sagte: „Armer Freund, ich ahnte etwas Aehnliches seit längerer Zeit und war gekränkt, daß Sie mich in Ihre Sorgen und Leiden nicht einweihten. Wenn ich von Ihnen eine Million verlange, so verlange ich sie auch für Sie selbst. Nicht an mich allein denke ich dabei, sondern an uns Beide. Ihres Bleibens wird hier nicht sein. Ich gehe Ihnen voraus nach Frankreich, nach Paris, wo ich Sie erwarte. Dort in der Einsamkeit der großen Stadt oder eines stillen Landhauses werden wir glücklich sein."

Friesen schüttelte den Kopf: „Ich bin ein armer Mann!"

„Noch verfügen Sie über große Summen," fuhr Gabriele fort; „ich rette einen Theil —"

„Es gehört mir nichts mehr," sagte Friesen aufgegeben, — „es wäre Diebstahl."

„Von einer Million, wie von einer Krone gilt das Wort nicht!" rief Gabriele, und sie wollte fortfahren, als sie sich mit Eins selber das Wort abschnitt. Der Baron hatte sich erhoben und eine

Haltung angenommen, die sie offenbar überraschte, ja erschreckte.

Blaß und elend stand er vor ihr, aber aufrecht und groß, wie sonst; stolz, wie in seinen besten Zeiten, und so sagte er mit Entschlossenheit: „Mademoiselle de Chaumont, ich kann mir eine Kugel vor den Kopf schießen, aber stehlen kann ich nicht!"

Und so sprechend schritt er zur Eremitage hinaus und hinein in das Dunkel des Wäldchens.

Gabriele stand verblüfft und blickte, die Hand an's Kinn gelegt, starr vor sich hin auf den Boden. Auf dieses Ende ihrer Unterredung war sie nicht gefaßt; ein Plan war vernichtet, ein neuer mußte entworfen werden. Nachdenklich legte sie die Stirne in die Hand und schloß die Augen. Als sie sie wieder öffnen wollte, um die Eremitage ebenfalls zu verlassen, stand Alfred zwischen den Vorhängen des Buffets, die Arme über die Brust zusammengeschlagen uud die Augen fest auf sie gerichtet. Ein sonderbares Lächeln flog über ihre Lippen; dann zuckte sie die Achsel, warf das Tuch über die Schulter und ging raschen, aber nicht eiligen Schrittes aus der stillen Einsiedelei, die der Schauplatz einer dem holden Orte so wenig natürlichen Scene gewesen.

---

18. Kapitel.

Entdeckungen.

> Magnet's Geheimniß, erkläre mir das!
> Kein größer Geheimniß, als Liebe und Haß.
> Goethe.

Das erste Haus der Vorstadt, das mit seiner Façade über die breite Promenade nach der inneren Stadt sieht, ist mit einem Brunnen geschmückt, zu dem mehrere Treppen hinaufführen und dessen Wasser im Bassin einen Rococo=Apollo mit der Lyra in der Hand wiederspiegelt. An diesem Brunnen vorbei braust das Leben der Hauptstraße dieser Vorstadt, das zu Fuß und zu Wagen von und zu dem Herzen der Residenz strömt. Das Murmeln des Brunnens verliert sich im Lärm des Wagengerassels und des Geschreis der Ausrufer von allerlei Waaren. Darum sagte die Siruplise: „Schulmeister, der Ort scheint mir nicht gut gewählt, um eine glänzende Carrière zu beginnen und Aufsehen zu machen. Deine Flöte ist nicht stark genug, um durch diesen Lärm Deine Kunst geltend zu machen. Es ist wahr, so ungefähr in einer Stunde kommen die Mägde, um Wasser zu holen, und wenn sie Dich in der Nähe sehen, den schönen Jungen, dann brauchen sie Dich nicht zu hören, um freigebig in die Tasche voll gestohlener Kreuzer zu greifen. Wenn Du dar=

auf rechnest, dann hast Du Recht, wie immer, aber besser wär's doch, sie könnten Dich hören. Du blasest ganz ergötzlich schön, wie ein wahrer Hofmusikus, seit Du in das adelige Fräulein so arg verliebt bist, und man hat wohl Recht, wenn man sagt: die Liebe ist der größte Musikant. Aber darum bringt sie's auch zu nichts, wie alle Musikanten. Denn was hast Du bis jetzt von Deiner Musik gehabt? Bei Friesens draußen hast Du Dir durch zwölf Stunden die Lungen ausgeblasen und jetzt darfst Du Dir nicht einmal Deine fünf Gulden holen, aus Furcht, daß sie Dich packen und als eine Art Vatermörder einstecken, weil Du dem Prinzen die große Kesselpauke an den Kopf geworfen. Nun hast Du's so weit gebracht, daß Du bei aller Liebe zu einer adeligen Französin ein Straßenmusikus werden willst. Ach Gott, so ein Mann wie Du, der schon Kommunist war — das Herz will mir zerspringen."

So sprach die Siruplise ohne Aufenthalt, halb im Ernst, halb in der Absicht den Schulmeister aufzuheitern. Dieser aber lag regungslos auf der untersten Stufe des Brunnens, den Kopf auf die höhere Stufe gelegt, während die Hand mit der Flöte schlaff in den Staub der Straße hinabfiel. Mit inniger Theilnahme, mit beinahe rührender Zärtlichkeit blickte das alte, runzlige Gesicht der Siruplise zu ihm hinab, mit ganz anderem Ausdrucke, als jener gewesen, da sie als Furie des Aufstandes vor der Villa des Barons gewirkt und Alfred Lindau mit ihrer Krücke niedergeschlagen. Sie hatte offenbar eine aufrichtige Liebe nnd Verehrung für den Schulmeister, von dem sie überzeugt war, daß er Alles könne, Alles wisse und daß er zu Großem

geboren sei. Wie sie vor ihm stand mit einem Notenblatt in der Hand, in das sie, wenn er geblasen haben werde, das Honorar des Publikums sammeln wollte, bildete sie mit ihm eine malerische Gruppe, die dem vorübergehenden Maler oder Novellisten einen Stoff geliefert hätte, den er als „der Musiker und seine Mutter" bearbeitet haben würde.

Da aber der Schulmeister noch immer nicht antwortete, zuckte sie traurig die Achsel und fuhr in noch weicherem Tone fort: „Du bist nicht dazu gemacht — Du siehst, wie ich Recht habe, — Du bist nicht dazu gemacht, auf der Straße, so zu sagen, zu betteln. Aber da hast Du Dir es einmal in den Kopf gesetzt, daß Du Dich nicht länger von mir willst ernähren lassen. Mein Gott, ich habe es ja, und mit wem soll ich theilen, wenn nicht mit Dir? Wolltest Du Dir nun einbilden, was ich mir manchmal ganze halbe Stunden lang einrede, daß Du derselbe gute Junge bist, den sie mir in Italien haben im Lazareth sterben lassen — dann wär's, als nähmst Du's von Deiner Mutter. Du bist aber zu stolz; ich bin Dir zu schlecht als Mutter."

Jetzt erst richtete sich der Schulmeister auf. „Dummes Zeug," rief er, „warum sollte ich stolz sein, ich, der elendeste Mensch der Welt. Du bist gut für mich, wie eine Mutter, das gebe ich gerne zu und ich bin Dir dankbar dafür, aber darum will ich Dich auch nicht aufessen und Dich um Deine Ersparnisse bringen, daß Du Deine alten Tage im Elend hinschleppst."

— „Gut! Du bist ein braver Junge" — sagte die Siruplise — „aber Du darfst doch nicht verhungern. Du hast da das Kästchen — Du hast noch nicht

einmal nachgesehen, was es denn eigentlich enthält — eine Kleinigkeit könnte Dir vielleicht helfen —"

— „Da möge mir eher die Hand abfaulen," rief der Schulmeister entrüstet, „ehe ich sie an das Kästchen lege, das nichts enthält, als einigen geringen Schmuck und theure Familienangedenken."

— „Schon gut! Schon gut!" — kicherte die Alte. — „Du bist mir ein rechter Kommunist, der weder von der Mutter was annehmen, noch der Geliebten was wegnehmen will. Wie aber, wenn das Kästchen was anderes enthielte, als einen armen Schmuck und theuere Familienangedenken? Seit ich weiß, daß der Baronin ihre Diamanten gestohlen worden, will es mir nicht aus dem Kopf, daß das Kästchen — daß Deine Geliebte — verstehst Du?" —

„Schweig! Schweig!" — rief der Schulmeister mit einer heftigen Armbewegung — „mache mich nicht verrückt und nimm mir nicht die Gedanken aus dem Hirn, um mir sie wie auf einem Teller zu präsentiren. Ich will nicht wissen, was ich denke."

„Siehst Du wohl! Siehst Du wohl!" — sagte die Alte kopfschüttelnd. — „Mein Sohn, Du machst mir große Sorgen."

Der Schulmeister richtete sich auf, stellte sich auf die obere Stufe des Brunnens und rief pathetisch: „Meine Gedanken beginnen zu schwärmen. Wenn ich wahnsinnig werde, wär's mir recht, wenn ich nur die eine fixe Idee hätte: daß ich mit ihr, mit Gabriele I., über weite Länder herrsche, geliebt von ihr, daß sie mich aus lauter Liebe vergiftete!"

Die pathetische Rede brachte viele Vorübergehende zum Stillstehen, und die Mägde, die indessen am

Brunnen erschienen waren, ließen ihre Krüge überlaufen, lachten und wandten ihre ganze Aufmerksamkeit dem Flötenträger zu. Andere, die zu dem bereits versammelten Publikum stießen, fragten, was da vorgehe, und der Haufe wurde schnell größer und drängte bereits dem Brunnen zu.

„Es ist nichts," sagte die Siruplise mit lauter Stimme — „mein armer, kranker Sohn, ein ausgezeichneter Künstler, will sich auf seiner Flöte hören lassen."

„Du hast Recht," murmelte der Schulmeister, „der Moment ist günstig und die Musik wird mich zerstreuen."

Er setzte die Flöte an den Mund und begann die Melodie des „Ständchens" zu blasen: Leise flehen meine Lieder. Die Mägde hörten auf zu lachen, horchten mit Andacht und sahen den Musiker mit Wohlgefallen an; auch im übrigen Publikum bemerkte die Alte mit Genugthuung große Aufmerksamkeit und beifällige Geberden. Sie machte ihr Notenblatt bereit, um nach Beendigung des Ständchens mit Einsammeln zu beginnen, als der Schulmeister, kaum in der Mitte des Liedes angekommen, plötzlich abbrach. Erschrocken blickte sie zu ihm auf und sah, wie er, von seinem erhöhten Standpunkte aus, über die Köpfe seiner Zuhörer, der Straße entgegen und einer geschlossenen, dunklen Kalesche nachstarrte, die der Stadt zurollte. Eine Sekunde später sprang er mit einem Satze die Treppen hinab, brach durch die Menge des versammelten Volkes, lief an zwanzig bis dreißig Schritte weiter, sprang auf einen Wegstein und blickte von dort mit weit aufgerissenen Augen dem Wagen nach, bis er von

der Hauptstraße abbiegend links um die innere Stadt weiter fuhr.

„Ein verrückter Musikant," sagten die Leute und eilten weiter. „Schade!" bedauerten die Mägde, die sich bereits in sentimentale Gefühle gewiegt hatten und durch den plötzlichen Abbruch der süßen Melodie an die Wirklichkeit und an ihre Krüge gemahnt wurden. Die Siruplise keuchte ihm erschrocken nach; sie zitterte am ganzen Leibe; sie glaubte seine Prophezeihung erfüllt und den Wahnsinn bereits ausgebrochen. Ihre Sorge schien ihr bestätigt, durch die Art und Weise, wie er auf dem Prellstein stand und immer nach der Gegend sah, in der jener Wagen verschwunden war.

Außer Athem kam sie bei ihm an. „Mein Kind, mein Junge, mein Sohn!" flehte sie mit bebender Stimme und mit Thränen in den Augen — „wer ist's? was geht vor? was hat Dich so erschreckt? Du bist doch nicht wirklich verrückt geworden?"

„Hast Du den Wagen nicht gesehen, der an uns vorüber fuhr?" — fragte er zurück, indem er den Stein hinabsprang und die Alte am Arm faßte, — „den dunklen, geschlossenen Wagen, von zwei braunen Pferden gezogen. Neben dem Kutscher saß ein gut rasirter Mann, der lächelte." —

„Aber liebes Kind, aber da fahren so viele Wagen, und so viele Leute sind gut rasirt und lächeln." —

„Nein, wenige Leute sind so gut rasirt wie der, und lächeln so eigenthümlich wie der. Dies Lächeln würde ich unter Hunderttausenden heraus erkennen, und dann die zärtliche, besorgte Art, wie er, immer lächelnd, von Zeit zu Zeit in den Wagen zurückblickt, ob sein Opfer noch da sei und wie es sich befinde?"

„Ich verstehe Dich nicht, Schulmeister — ich fürchte, Du faselst."

„Ich fasle nicht, ich spreche vom Wagen der heiligen Hermandad."

„Die heilige Hermandad? ich habe von dieser Heiligen nie gehört."

„So nennen wir die Polizei. Ich kenne den Wagen sehr wohl von der Zeit her, da er mich als Präsidenten der Communisten abholte — damals — noch bevor ich in die Fabrik kam. Und den Mann kenne ich auch, der so unschuldig da sitzt auf dem Bock, wie ein besorgter, treuer Diener der Herrschaft, die zitternd und zagend drin im Wagen sitzt. Da fährt der Wagen mit dem lieblichen Manne auf dem Bocke dahin, so unschuldig, so unbefangen und harmlos mitten durch die zahllosen Menschen und keiner ahnt, daß da ein Opfer auf die Schlachtbank geführt wird. O, sie haben die Sache gut ausgesonnen. Und hinten her kommen zwei Reiter, die auch nur so aussehen, als ob sie zufällig desselben Weges ritten — sieh, da sind sie richtig."

In der That trabten, während er so sprach, zwei Reiter an ihnen vorbei, aber so gemächlichen Trabes, als ob sie einen Spazierritt machten und mit jenem Wagen nicht in der geringsten Verbindung stünden. Der Schulmeister schüttelte mit etwas ingrimmigem Lächeln den Kopf, als ob er sagen wollte: Mich täuscht Ihr nicht; ich kenne Euch!

„Hat Dir," fragte die Sirupliese, „Deine Verhaftung damals so tiefen Eindruck gemacht, daß Du aus dem Häuschen kommst, so oft Du den Wagen wieder erblickst?"

„Bah!“ — rief der Schulmeister — „ich fürchte sie nicht. Mich hat was Anderes erschreckt.“

„Und was denn, mein Sohn?“

„Ich habe den Gefangenen sehr wohl erkannt.“

„Und wer war's? Wohl einer von Deinen communistischen Freunden?“

„Der Lindau war's! Der Hofmeister des Baron Friesen.“

„Der schöne Junge, den ich mit meiner Krücke niedergeschlagen? Nun, dem geschieht schon Recht, dem Vertheidiger der Reichen, dem Feinde des Volkes!“

„Nur keine Phrasen, Mutter Lise!“ — rief der Schulmeister ärgerlich. „Dem Manne bin ich Dank schuldig; er hat mich entwischen lassen, als ich dem Prinzen die Pauke an den Kopf warf — und — und — o Gott! wenn es so wäre!“

Der Schulmeister schlug sich mit der Faust vor den Kopf. „Soll ich da ruhig zusehen? Soll ich es geschehen lassen?“ rief er verzweifelt.

„Was ist Dir wieder?“ fragte die Alte besorgt.

„Der Wagen ist nicht in die Stadt gefahren, sondern er bog links ab, geradeswegs dem Kriminalamt zu, o ich kenne die Wege. Soll ich zugeben, daß ein Unschuldiger verfolgt werde? Daß er seinen guten Namen, seine Ehre verliere? Es ist zwar Alles Vorurtheil — aber doch — ich will doch nicht Schuld daran sein —“

„Du? Was geht die Geschichte Dich an? Ich fürchte doch, daß Du faselst.“

„Mutter Lise,“ rief der Schulmeister ungeduldig, „ich fasle nicht, aber es scheint, daß Deine Gedanken nichts mehr errathen können und über Deine Nase nicht

hinausgehen. Warum kann denn der Hauslehrer eingesperrt werden? Welches Verbrechen kann er begangen haben? Der Schmuck der Baronin ist gestohlen worden. Wie, wenn der Verdacht auf ihn gelenkt worden? Kann ich da ruhig zusehen? Ich muß hinaus, gleich! Ich muß Gabriele sprechen. Ich muß wissen, was geschehen; ich muß wissen, was im Kästchen ist."

So sprechend, richtete er seinen Schritt schon gegen die Vorstadt, die man durchwandern mußte, um zu der Villa Friesen zu gelangen, denn es war dieselbe Vorstadt, derselbe Weg, den Alfred Lindau vor Monaten, an jenem schönen Maimorgen, so glücklich, so voll Hoffnungen im gemietheten Wagen, mit den neuen Handschuhen zurücklegte. Die Siruplise keuchte ihm nach, schneller und beweglicher, als man ihrem Alter zugetraut hätte, denn der Schulmeister lief mehr als er ging. Ich muß mit, dachte sie, denn ich kann ihm nützen; ich kann als Bettlerin bis zu Gabriele dringen und Wache stehen, wenn sie ihm im Garten ein Stelldichein gibt. Keuchend stellte sie dem Schulmeister die Nothwendigkeit, sie mitzunehmen, vor; doch gelang es ihr erst am Ende der Vorstadt ihn zu einem mäßigeren Schritte zu bewegen. „Wir müssen in der Villa erst ankommen," sagte sie eindringlich, „wenn es vollkommen dunkel ist und ich unbemerkt in's Haus, und Du, ungesehen vom Gärtner, der es auf Dich gemünzt hat, in's Wäldchen gelangen kannst, wohin ich Dir Deine Geliebte gewiß, ganz gewiß bringen werde."

Es dunkelte bereits, als der Schulmeister und die Siruplise zwischen den Landhäusern dahinwanderten, und so erkannten sie auch die Gestalt nicht, die, den Kopf in ein Tuch gehüllt, an ihnen vorüberschlüpfte.

Erst in der Vorstadt angekommen und durch den raschen Lauf erhitzt, schlug sie, um aufathmen zu können und die erhitzten Wangen an der Abendluft zu kühlen, das Tuch zurück und ein schöner, lieblicher, aber von Sorge und Kümmerniß beschatteter Mädchenkopf kam zum Vorschein. Es war Marie Van der Sluy, die der Stadt noch eifriger entgegenstrebte, als der Schulmeister der Villa. Unaufhaltsam eilte sie vorwärts durch die lange Vorstadtstraße, die ihr heute unendlich schien, durch das Gedränge, stoßend und gestoßen, unbekümmert um die Bemerkungen, die hie und da an ihr Ohr schlugen, und eben so unbekümmert darum, daß ihr da und dort ein Abenteuer suchender Müssiggänger zu folgen suchte. — „Wenn ich nur sein Haus finde! Wenn ich ihn nur treffe! Wenn er nur zu Hause ist!" murmelte sie von Zeit zu Zeit vor sich hin und faltete dabei, trotz aller Eile, ihre Hände zusammen wie zu einem Gebete. An der Promenade angelangt, schlug sie einen Seitenweg ein, um aus dem Gedränge heraus und, wenn auch auf einem kleinen Umwege, schneller an das Thor der inneren Stadt zu gelangen. Aber in der Einsamkeit dieses Seitenweges wurde es ihr etwas ängstlich zu Muthe und sah sie aufmerksamer als bisher nach den Gebüschen rechts und links und vor sich hin. Da stutzte sie plötzlich, wie, nur wenige Schritte von ihr, auf der Höhe einer Bank ein Mann stand und sich abmühte, mit einem Gegenstande, den er in der Hand hielt, sich so sehr als möglich der Laterne zu nähern, die über der Bank brannte. Es war leicht zu erkennen, was der Mann trieb. Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt er einen Brief, den er von den Kanten aus sanft zusammendrückte, um durch

die klaffende Spalte des Couverts, die so entstand lesen zu können. Es schien ihm das um so schwerer zu gelingen, als er sich weit von der Bank wegbücken mußte, um das Licht der Laterne in die Briefspalte fallen zu lassen, und als er außerdem, abgesehen von dem gefährlichen und schwankenden Standpunkte, nicht fest auf seinen Füßen stand. Was seine schwankende Haltung verrieth, bestätigte noch das Lallen seiner Zunge, indem er über die Unbequemlichkeit seiner Stellung, wie über die Schwierigkeiten, die sich der Lektüre entgegenstellten, die Flüche und Verwünschungen nicht sparte. Marie, als sie den Zustand des Mannes, der das Briefgeheimniß so wenig achtete, erkannte, wollte desto schneller an ihm vorüberhuschen — aber da erkannte sie zuerst die Livrée, dann den Mann, der darin stak. Es war James, der Groom Gabrielens.

„Gottlob," sagte sie zu sich, „der kommt mir wie vom Himmel geschickt — der kann mir das Haus des Grafen zeigen und mich durch die Stadt begleiten. — James!" rief sie dann mit lauter Stimme, „was treiben Sie da?"

James fuhr zusammen und wenig fehlte, so wäre er von der Bank hinab und ihr zu Füßen gefallen; aber als ein geschickter Groom, der er war, und die Sage, daß er einst einer Kunstreitergesellschaft angehört, bestätigend, wußte er, trotz seinem Zustande, auf der Banklehne so lange hin und her zu balanciren, bis er wieder in's Gleichgewicht kam und mit gleichen Füßen und aufrecht in den Sand hinabspringen konnte.

„Herr Je! Fräulein Marie, wie kommen Sie hierher?" rief er, durch den Schrecken plötzlich ernüchtert, — „wie haben Sie mich erschreckt!"

„Das glaube ich," sagte Marie, indem ihr ein Gedanke durch den Kopf fuhr, — „das glaube ich, daß man erschrickt, wenn man unerlaubterweise Briefe von so hoher Hand liest."

„Freilich, freilich!" bestätigte der Groom, verwirrt auf den Brief niedersehend, den er noch immer in der Hand hielt, „aber es ist auch zu verführerisch, die Handschrift einer so hohen Herrschaft kennen zu lernen. Aber ich versichere Sie, auf Ehre versichere ich Sie, ich habe nichts herausbringen können. Er schreibt so schlecht, aber so schlecht, ein Groom würde sich schämen, so schlecht zu schreiben. Aber freilich, Prinzen dürfen Alles."

„Also vom Prinzen ist der Brief?"

„Allerdings! Von wem sonst? Seit dem Balle gibt's keine Ruhe mehr; jeden Tag muß ich in die Stadt, und zu Fuß, damit es in der Villa nicht auffalle; Fräulein Gabriele erlaubt nicht, daß man sie vergesse, wenn man ein Prinz ist. Aber ich versichere Sie, Fräulein Marie, es zieht nicht; es wird nichts aus der ganzen Sache, und aus meiner Anstellung als Leibgroom beim Prinzen wird auch nichts, trotz aller Versprechungen. Unsereiner versteht sich auf dergleichen. Ich sage Ihnen, es zieht nicht. Man würde mich sonst nicht so lange warten lassen, der Prinz würde mich in's Kabinet kommen lassen, während ich stundenlang im Vorzimmer sitzen muß. Und dann, was schreibt er ihr? Zwei Zeilen, drei Zeilen! Da sage man, was man wolle, man ist nicht verliebt, wenn man nur zwei Zeilen oder drei Zeilen schreibt. Die Liebe wird nie fertig, wenn sie zu schreiben anfängt, das weiß ich — das weiß ich vom Grafen Wimpen her,

wie der der jungen Baronesse von Saucken schrieb — ich sage Ihnen, Fräulein Marie, das hätte man mit Klaftern messen können und immer war sie ihm noch um drei Nasenlängen voraus."

„Das geht mich nichts an," fiel ihm hier Marie in's Wort, — „ich wollte nur fragen, ob der Prinz —"

„Verzeihen Sie, Fräulein Marie," fuhr James eifrig fort, „Sie haben mich bei einem Verbrechen überrascht, bei einem großen Verbrechen, darum muß ich Ihnen Erklärungen geben. Es handelt sich nämlich um mich, um mich selbst, und so muß ich doch wissen, wie die Sachen stehen. Wenn ich so im Vorzimmer beim Prinzen sitze, lachen mich die Bedienten aus und sagen, ich soll mir nur keine Hoffnungen machen, es werde nichts aus der ganzen Sache. Fräulein Gabriele werde nicht, was sie wolle, und ich werde weder der Groom des Prinzen, noch sie die Geliebte des Prinzen, und wie mir der alte, sehr kluge dritte Kammerdiener, Herr Wenzel, die Sache erklärt, so verhält sich die Sache so. Es ist, sagt er, nicht Brauch in unserem hohen Hause, wie es z. B. im Haus Frankreich oder Haus England Brauch ist, so, was man so heißt, Freundinnen oder Günstlinginnen zu haben. Es ist Brauch in unserem Hause, tugendhaft zu sein, gemüthlich, und der Prinz Viktor muß auch gemüthlich sein, wie es der Brauch will. Und dann wird soeben für den Prinzen Viktor eine Heirath, was man so heißt, negoziirt, mit einer ausländischen Prinzessin, und in einem solchen Augenblicke wäre es höchst unschicklich, nämlich, wenn man tugendhaft sein will, mit einer Französin —"

„Aber," fiel ihm hier Marie wieder in's Wort,

„ich habe Ihnen gesagt, daß mich diese Dinge nichts angehen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß, wenn ich Sie nicht verrathen soll als neugierigen Diener, der die Briefe des Prinzen liest, Sie mich dafür auf kürzestem Wege zum Grafen Aurel Kamincky führen sollen."

„Das will ich mit Vergnügen thun; Fräulein Gabriele kann warten. Wenn Sie die Wohnung des Grafen Aurel nicht kennen, so finden Sie sie ohne Führer gewiß nicht. Er wohnt so, daß es eine Schande ist für einen Grafen. Denken Sie nur, in dem sogenannten Bürgerhaus, das wenigstens sechzig Wohnungen hat und darin Handwerker, kleine Beamte, Professoren und solches Volk unter einander wohnt. Aber," fuhr der Groom fort, indem er schon an der Seite Mariens der Stadt entgegenging, — „aber, wenn Sie sagen, daß Sie jene Geschichten mit dem Prinzen nichts angehen, so haben Sie Unrecht."

James hielt hier einen Augenblick inne und machte ein Gesicht, als ob er einen glücklichen Einfall gehabt hätte.

„Sie mich verrathen," sagte er dann lächelnd, — „das ist nicht möglich, denn einmal sind Sie viel zu edel, um einen armen Groom zu Grunde zu richten, und zweitens habe ich das Verbrechen der Briefgeheimnißverletzung nur für Sie, ja für Sie begangen. Sehen Sie mich nur an: so ist es. Aus purer Verehrung für Sie und aus Liebe zu meinem Nebenmenschen."

„So?" lächelte Marie, — „wie läßt sich das erklären?"

„Sehen Sie," fuhr der Groom fort, indem er sich

aufrichtete und eine wichtige Miene machte, — „sehen Sie, meine Erfahrung als eines alten Dieners verschiedener hoher Herrschaften, und mein Hofinstinkt, der mir eine sichere Bürgschaft ist, daß ich trotz Allem noch einmal an den Hof komme — also meine Erfahrung und mein Hofinstinkt sagen mir, daß, wenn zwei Personen wie Fräulein Gabriele und Se. Hoheit Prinz Viktor so intim mit einander werden, und einander so oft etwas zu sagen haben, immer irgend eine dritte Person, die es am wenigsten merkt, schlecht dabei wegkommt."

„Und wer ist diesmal die dritte Person?" fragte Marie.

„Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie mir versprechen, nicht zu sehr zu erschrecken, denn sehen Sie, Fräulein Marie, wir wissen es ja Alle, daß Sie und Herr Lindau —"

„Herr Lindau," rief Marie, „was hat Herr Lindau hier zu thun?"

„Sehr viel, mein Fräulein; ich sage Ihnen, sehr viel hat er hier zu thun — denn gleich am zweiten Tage nach dem Balle, als ich den zweiten Brief an den Prinzen trug, fällt mein Blick so zufällig hinein, nämlich in den Brief, und das Erste, vielleicht das Einzige, das ich lesen kann, ist der Name Lindau."

„Lindau!" rief Marie unruhig, „was will sie von Lindau?"

„Weiß ich es? — ich weiß es nicht, aber als Herr Lindau heute abgeholt und verhaftet worden und Fräulein Gabriele mit so bestürzter Miene dabei stand und gerade so trostlos that, wie die gnädige Frau und wie

der kleine Odo, da dachte ich: ich weiß, wem er das zu verdanken hat. Da dachte ich, der arme gute Herr Lindau weiß wohl etwas, was er nicht wissen soll, der arme Herr Lindau genirt Fräulein Gabriele in etwas und da muß er fort, auf kurze Zeit oder auf lange Zeit, weit fort von hier oder auch in die Nähe in ein ganz solides Gefängniß, und der Herr Prinz richtet ihr das ein, ganz wie sie es wünscht, um ihrer schönen Augen willen — pour mes beaux yeux, wie die französische Kammerkatze der Gräfin Sacken immer sagte, wenn sie etwas von uns wollte. Denn sehen Sie, das glaubt im ganzen Hause kein Mensch, daß Herr Lindau wegen der Diamanten —"

„Schweigen Sie! Schweigen Sie!" rief Marie heftig. „O, ich ahnte wohl, woher der Streich kam. Eilen wir schnell zum Grafen!"

„Da sind wir schon! Hier im zweiten Hofe, die Stiege C. zwei Treppen hoch, rechts. Aber nicht wahr, Fräulein Marie, Sie versprechen mir —"

---

19. Kapitel.

Die Freunde.

Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
Dazu jeder selbst das Beste thut.

Goethe.

Aber Marie war bereits in den dunklen Höfen verschwunden und schon eilte sie die Treppe C. hinauf, athemlos, glücklich, am Ziele zu sein, und doch plötzlich wieder eingeschüchtert und erschrocken über den Schritt, den sie zu thun im Begriff war. Mit einer Geberde des Aufraffens und als ob sie sich sagte: es muß sein! zog sie die Klingel und ehe sie sich dessen versah, stand sie in einem Vorzimmer und vor einem Bedienten, der sie erstaunt ansah. Wie im Traume fragte sie nach dem Grafen und wieder ohne zu wissen, wie sie eingetreten, stand sie im zweiten Zimmer vor dem Grafen Aurel Kamincky, der sich bei ihrem Anblicke rasch vom Sopha erhoben hatte.

„Mariechen!" rief er freundlich und erstaunt zugleich. „Was führt Dich, gutes Kind, zu mir? Da muß was Außerordentliches in der Villa passirt sein."

„Was Außerordentliches," wiederholte Marie, „Herr Graf — man hat diesen Nachmittag Herrn Lindau

5*

verhaftet!" — Und nach diesen schnell herausgestoßenen Worten brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Verhaftet?" fragte der Graf, — „und warum?"

Marie, unfähig zu sprechen, zuckte die Achsel.

„Wenn es darum wäre — wenn es wäre," sagte der Graf, die Hand an die Stirne gelegt, vor sich hin, — „es wäre schändlich!"

„Es ist so, es ist, wie Sie denken, Herr Graf!" fiel ihm Marie in's Wort, und ballte die Faust; — „ich errathe, was Sie denken, weil Sie sagen, daß es schändlich wäre. Ja schändlich, unerhört."

In einzelnen, abgebrochenen Sätzen theilte sie schnell dem Grafen mit, was sie aus dem Gespräch mit James erfahren hatte.

„Beruhige Dich, mein gutes Kind," sagte der Graf, indem er sie sanft an's Sopha führte und sie zwang, sich zu setzen. — „Du bist ganz außer Dir. Beruhige Dich; je schändlicher die Absicht, desto leichter wird es sein, sie zu vereiteln; obwohl der Prinz mit dahinter steckt. O, diese Gabriele, sie ist der Dämon des Hauses; das weiß ich seit lange. Ich danke Dir, mein Kind, daß Du mir sofort die Nachricht gebracht hast."

„Ich dachte, Herr Graf," stotterte Marie und schlug die Augen nieder, „Sie haben Herrn Lindau immer viel Theilnahme und Güte gezeigt, und gewiß, er verdient es auch —"

„Gewiß," bestätigte der Graf lächelnd; „er verdient noch mehr, er verdient, daß sich ein gutes Kind, wie Du, für ihn beunruhige und unglücklich sei, wenn man ihn mit so schmutzigem Verdacht beflecken will. Sei

ruhig, wir wollen schon erfahren, was hinter der ganzen Sache steckt, und das Netz zerreißen."

„Das ist's, um was ich Sie habe bitten wollen, Herr Graf," sagte Marie mit gefalteten Händen und mit so flehentlichem Gesichte, daß es dem Grafen schwer ward, seine Rührung zu verbergen. Er mußte sich auch erinnern, daß er ein alter Junggeselle und daß er mit Marie allein war, um sie nicht auf die Stirne zu küssen.

„Und was sagte Herr von Friesen zu der Verhaftung?"

„Der Herr Baron war nicht gegenwärtig. Seit dem Balle erscheint der Herr Baron nur sehr selten in der Villa und immer nur auf sehr kurze Zeit. Ich hatte nicht den Muth zu ihm zu gehen: er scheint den Kopf voll Sorgen zu haben, ist düster, verdrießlich, schweigsam — auch hat er Herrn Lindau nie viel Zuneigung gezeigt."

Der Graf seufzte. — „Und die Baronin?" fragte er weiter.

„Sie war außer sich, sie weinte, sie wollte sich für Herrn Lindau verbürgen, aber der Mann, der ihn abholte, wollte auf nichts eingehen und sagte, er habe gemessene Befehle. Und die armen Kinder! ach, wie haben sie gejammert, als man ihnen ihren lieben Freund entführte."

„Arme Mathilde!" sagte der Graf vor sich hin, „muß Dir das noch in dieser Zeit geschehen! Wie arg wirst Du aus Deinem Traumleben geweckt!"

„Dasselbe habe ich auch schon die ganze letzte Zeit gedacht," versicherte Marie zutraulich. „Mein Gott, dachte ich, wird es diese Blume ertragen, wenn sie

aus dem Warmhause plötzlich in die Luft gestellt wird. Aber, ich versichere Sie, Herr Graf, es wird besser gehen, als wir glauben, selbst wenn es noch schlimmer kommt, als bisher. Die Baronin ist wie verwandelt; zwar sorgenvoll und bekümmert, aber voll Ruhe und, wie mir scheint, voll Kraft. Und wenn auch ein arger Sturm kommt, sie wird Stützen genug haben: meinen Vater und mich und Herrn Lindau, wenn er nur erst frei ist. Wir werden sie gewiß nicht verlassen und wenn sich noch so viel ändert, sie soll es so wenig als möglich fühlen."

„Hast Du nicht Jemand vergessen, Mariechen? Ist nicht noch Jemand da, der —"

Der Graf unterbrach sich, aber Marie ergriff seine Hand und sagte mit Innigkeit: „Nein, Herr Graf, ich habe Niemand vergessen, aber ich wagte es nicht, von dem treuen Freunde zu sprechen, der selbst immer Alles gethan hat, um seine treue Freundschaft zu verheimlichen —"

„Stille, mein Kind, und sei nicht so klug, du kleine Gärtnerstochter," sagte der Graf sanft verweisend, und um das Gespräch abzulenken, fragte er mit demselben Lächeln: „Und Du, wie hast Du Dich benommen, als man Dir Deinen Lindau entführte?"

Marie lachte laut auf und erröthete zugleich. — „Ich," sagte sie, „ich habe dem Beamten eine Grobheit gesagt, wie ich sie in meinem Leben nicht ausgesprochen, und er sagte mir, daß er mich auf dieses Wort hin gleich arretiren könnte. Hätte er es nur gethan, der Elende!"

„Ja, ja, ich weiß schon," lächelte der Graf, „Du würdest diesem Lindau nach Sibirien folgen."

„Gewiß würde ich," betheuerte Marie, „warum sollte ich es leugnen? Er ist mehr für mich zu thun bereit. Wissen Sie, Herr Graf, daß er seit Wochen, so oft er eine Stunde Zeit hat, in unserem Garten arbeitet, wie ein ganz gemeiner Gärtnerbursche? daß er um meinetwillen Gärtner werden will, nur damit ich einst Papa nicht verlassen muß und daß er Papa einmal seine Last abnehmen könne? Und Papa sagt, er wird ein ausgezeichneter Kunstgärtner."

„Das ist sehr romantisch und — sehr klug," sagte Graf Aurel. „Handwerk hat goldenen Boden. — Aber da Du eben von Papa sprichst — was sagte denn der zu der Verhaftung Deines romantischen Liebhabers, seines Lehrlings?"

„Ach, mein Papa ist leider nicht zu Hause, sonst wäre wohl Manches anders geworden. Seit vielen Tagen ist er abwesend, hier in der Stadt, vielleicht auf Reisen. Ich weiß nicht, was er treibt, ich weiß nur, daß er sehr beschäftigt ist und viel mit Geld und Wechseln zu thun hat. Er nahm mit, was an Werthpapieren und Wechseln da war, um Alles loszuschlagen. Ich brauche Geld, viel Geld, sagte er, als er mir befahl, Alles aus den Büchern herauszuschreiben — sieh nach, was fällig ist und was man zu Geld machen könnte."

„Ich ahne," sagte der Graf nachdenklich, — „Dein Vater ist ein Mann, wie ich wenige kenne, und ein Freund —"

Hier meldete der Bediente Herrn Van der Sluy und der Angemeldete folgte ihm auf dem Fuße.

„Guten Abend, Herr Graf," sagte der rasch Eintretende, — siehe da, Marie; wie kommst Du hierher?

Und ohne die Antwort seiner Tochter abzuwarten, die überrascht aufgesprungen war und ihn in ihre Arme schloß, fuhr er gegen den Grafen fort: „Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich so spät störe — es war mir unmöglich, früher zu kommen — ich hatte erschrecklich viel zu thun —“

„Aber, Papa!“ rief Marie, „Du siehst mich ja kaum an, Du bist gar nicht überrascht oder verwundert, mich hier zu finden! Du fragst gar nicht, warum ich hier bin, beim Herrn Grafen?“

„Was wird's sein,“ sagte er abwehrend; „Thorheiten! — irgend etwas wegen Deinem Alfred, denn sonst steckt Dir ja doch nichts im Kopfe.“

„Allerdings wegen Alfred, Papa — man hat ihn verhaftet; er sitzt im Gefängniß.“

„So? — Wird ihm auch nicht viel schaden! Unsere Gerechtigkeit hat es dahin gebracht, daß es eine Ehre ist, einmal wenigstens im Gefängnisse gewesen zu sein. Der junge Mann hat noch viel zu lernen — auch das ist eine Lektion —“

„Aber, Papa —“

„Thorheiten! Kein Gejammer! Es wird den Hals nicht kosten. Irgend eine Lumperei. Davon später. Ich habe mit dem Herrn Grafen Wichtigeres zu sprechen. Du kannst indessen für Dich jammern, aber in der Stille, wenn ich bitten darf.“

Marie drückte sich in die Ecke des Sopha's, während sich ihr Vater dem Grafen Aurel gegenüber setzte. — „Sie haben schon errathen, lieber Herr Graf, um was es sich handelt. Seit sechs Tagen bin ich auf den Beinen, theils um mich über die Lage des Herrn von Friesen vollständig zu unterrichten, theils um

Mittel zur Rettung herbeizuschaffen. Nun, Herr Graf, die Lage ist eine verzweifelte. Die letzte Hoffnung des Herrn von Friesen gründete sich auf die Gelder, die Prinzessin Elisabeth aus dem Verkaufe ihrer Güter erlöste und die, wie die Gelder der andern Prinzlichkeiten, bei ihm angelegt werden sollten. Daraus wird nun nichts, da man auch schon bei Hofe weiß, daß der Baron in letzter Zeit schlechte Geschäfte gemacht, daß er sich auf der Börse zu helfen gesucht und dadurch seinen Ruin nur beschleunigt hat. In Folge dessen wird höchst wahrscheinlich auch Prinz Viktor in den nächsten Tagen seine drei Millionen reklamiren; das wird ein Zeichen für die anderen Gläubiger sein und die Katastrophe kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. Dagegen läßt sich nichts thun. Aber das Vermögen der Baronin kann gerettet werden und die Villa muß gerettet werden, einmal damit ich das Geschäft weiter führen könne, dann damit die gute Frau in ihrem Hause bleibe und so das Unglück, indem man äußerlichen Veränderungen vorbeugt, weniger zu fühlen bekomme. Die Wechsel, die sie mit unterschrieben, habe ich glücklich aufgetrieben; um ihrer habhaft zu werden, habe ich allerdings Gelder aufnehmen müssen, da meine Mittel nicht so weit reichten, aber ich habe keine Sorge, ich werde bezahlen können. Die Baronin bleibt aus dem Spiele; ich behalte nur die Wechsel in der Hand, um im gegebenen Falle als Gläubiger mitsprechen zu können. Nun aber gilt es, das Haus zu retten und den Garten, der uns Alle weiter ernähren und die von mir gemachten Schulden bezahlen soll. Das Haus ist ein großer Luxus und werden sich wenige Käufer finden, der Garten hat nur Werth durch mich — und so werden

zu diesem Zweck geringere Summen nothwendig sein, als sonst der Fall wäre. — Aber, verzeihen Sie, Herr Graf, ich bin eilig und aufgeregt, ich fürchte, daß ich Ihnen die Dinge nicht klar genug darlege, ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verstehen."

„O, vollkommen, lieber Van der Sluy, ich verstehe Sie vollkommen gut, und ich verstehe selbst, was Sie mir nicht sagen."

„Gut! Nun kommt die Reihe an Sie, Herr Graf, — des Hauses und Gartens wegen müssen Sie Geld hergeben. Das Haus ist eine Nothwendigkeit! Die gute Frau war in diesem Hause glücklich, sie fühlte sich nur draußen wohl, sie muß in diesem Hause bleiben und so auf die möglichst unmerkliche Weise über das Unglück und die Veränderung hinwegkommen. Das Geld ist nicht verloren, denn —"

„Mein lieber Van der Sluy," lächelte Graf Aurel, „ersparen Sie sich die Mühe, mich zu beruhigen. Sie wären im Stande, mir noch Sicherheit und Bürgschaft verschaffen zu wollen. Mein lieber Freund Van der Sluy, in dieser Angelegenheit, wie in vielem Anderen wünsche ich Niemand so sehr zu gleichen, wie Ihnen. Wie ich Sie kenne, habe ich seit lange geahnt, daß Sie sich weder für sich, noch hier für dieses Kind zum Kaufmann gemacht und Geld zusammenrafften. Ich lernte von Ihnen. Die Baronin ist mir theuer, ihre Kinder liebe ich, als wären sie meine Kinder. Und so hielt ich ebenfalls seit Jahren Haus mit meinem Vermögen, das mir übrigens Friesen gerettet hat. Als er es vor vielen Jahren that, ohne mich weiter viel zu kennen, gab ich ihm mein Porträt mit einer Zeile, die ihm höflich und kalt meine Dankbarkeit ausdrückte; die groß=

herzige Seite seines Wesens hat nie andern Dank von mir erwartet oder verlangt. Ich habe das, was er mir gerettet, als für ihn oder vielmehr für die Seinen gerettet betrachtet. Was ist der Besitz, wenn man nicht für Andere besitzt!"

Van der Sluy murmelte etwas vor sich hin, ohne ein deutliches Wort auszusprechen, Marie aber ergriff des Grafen Hand und rief begeistert: „Sie sind der edelste Mann!"

„Nicht so, mein Kind," unterbrach sie Graf Aurel, „so ist es nicht gemeint. Ich will nicht besser erscheinen, als ich bin, und so füge ich rasch hinzu, daß ich unter Umständen anders handeln würde, daß es nicht Dankbarkeit oder die Lage des Barons allein ist, die mich zu dieser Handlungsweise bestimmte und bestimmt. Es ist vor Allem ein persönliches Gefühl und ich nehme keinen Anstand, es zu bekennen; es ist eine tiefe Freundschaft für die gute Mathilde, für die etwas zu thun mir allein Befriedigung verschaffen, mich allein glücklich machen kann."

Der Graf legte dieses Bekenntniß ab, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging. Dann öffnete er den Sekretär, zog eine Schublade hervor und sagte, zu Van der Sluy gewendet: „Hier ist Alles! Nehmen Sie, was Sie brauchen!"

„Es ist gut," sagte Van der Sluy, „ich werde kommen, sobald es nöthig. Jetzt ist das Dringendste abgethan und ich kann zu meinen Blumen und Bäumen zurückkehren. Der Sturm wird nicht lange mehr auf sich warten lassen, da gilt es fertig zu sein und ruhig. Jetzt sollten nur noch die verschwundenen Diamanten her, aber zum Polizisten bin ich nicht gemacht.

Unter den Arbeitern finden sie sich nicht, das ist gewiß, und der Schulmeister hat sie auch nicht, obwohl Herr Lindau etwas der Art vermuthet hat, denn der arme Teufel lebt in Noth und will sich auch nicht von der alten Lise ernähren lassen. Ich habe Erkundigungen eingezogen; er ist zu gut für dergleichen. Nun, nun, wir wollen sehen, wie wir auch ohne Diamanten fertig werden. Jetzt nach Hause und nach dem Unkraut gesehen!"

20. Kapitel.

Ein Erwachen.

> Den drücket wie ein Grabeshügel
> Das Leid hinab,
> Und Jenem gab
> Dasselbe Leid die lichten Flügel.
>
> Godwil.

Schweigend wanderten Vater und Tochter neben einander durch die späte Nacht. Nur von Zeit zu Zeit versuchte es Marie, die Aufmerksamkeit Van der Sluy's auf ihre Mittheilungen über die Verhaftung Lindau's, auf ihre Klagen über dessen Gefangenschaft, auf ihr Abenteuer mit James, dem Groom, zu lenken. Er hörte nur mit halbem Ohr zu und ein gewisses Brummen, das Marie wohl kannte, brachte sie zu wiederholten Malen zum Schweigen. Es war wohl schon Mitternacht, als sie an der Villa ankamen. Van der Sluy ließ sein Kind in den Garten treten; er selbst wollte noch den Rundgang machen, rings um Villa, Park und Garten, wie er es von jeher gewohnt war, bevor er sich zu Bette begab, und wie er es nun seit vielen Tagen nicht gethan. Tiefe Stille, eine scheinbar glückliche Ruhe lag auf der ganzen Besitzung, wie über dem Bette eines schlafenden Kindes. Kein Wipfel, kein Blättchen bewegte sich; der Hund im Stallhofe,

der den befreundeten Schritt kannte, ließ nur ein freundliches Brummen hören. Die Nachtigallen hatten längst ausgeschlagen, denn man näherte sich dem Herbste, und selbst das Bächlein, welches das Tannenwäldchen durchfloß, war stille, denn die Sommerhitze hatte es beinahe ausgetrocknet und seinen Wellen nicht einmal die Kraft zum Plätschern und Murmeln gelassen. Eben kam Van der Sluy auf seinem Gange um die äußere Mauer an den Bogen, durch den das Waldbächlein in's offene Feld tritt, als er, durch eben jene tiefe Stille begünstigt, plötzlich Stimmen hörte. Sie kamen zu seinem größten Staunen aus dem Parke selbst, durch eben jenen Bogen, in dessen nächster Nähe sich die sprechenden Personen zu unterhalten schienen.

„Kommst Du endlich, Schulmeisterlein!" sagte eine etwas zittrige, aber doch im Scherz kichernde Stimme, — „kommst Du endlich! Volle drei Stunden und in tiefer Nacht und auf einer Rasenbank mit der Geliebten — ich hoffe, Du bist glücklich, Schulmeisterlein!"

„Still, Alte!" antwortete eine andere Stimme, nicht ohne Zorn.

„Warum soll ich schweigen? Ich darf mich doch freuen? Habe ich sie Dir nicht herbeigebracht? Dankst Du Dein Glück nicht mir?"

„Glück!" lachte der Schulmeister, — „ich bin der Elendeste aller Menschen.

„Nur ruhig, nur ruhig! Das ist wohl bloßer Katzenjammer nach zu viel Glück."

„Sie betrügt mich," sagte der Schulmeister dumpf und tonlos, „sie führt mich an der Nase herum; sie schiebt alle meine Hoffnungen auf, sie findet Ausreden, um die Erfüllung aller Versprechungen aus jener ersten

Nacht aufzuschieben. Ich fragte sie, wann sie denn endlich nach Frankreich zurückgehen wolle, ich sei bereit, ihr zu folgen, ihr zu dienen als letzter Knecht, wenn ich nur immer um sie sein könnte? Sie gab mir ausweichende Antworten. Ich machte ihr Vorwürfe des Prinzen wegen — sie sagte, sie wolle mich zu einem großen Herrn machen —"

Hier lachte der Schulmeister so laut, als ob er zu Hause auf seiner Stube wäre. Seine Begleiterin war über das laute Gelächter offenbar erschrocken, denn sie schnitt es rasch mit einem beschwichtigenden: „Sch!" ab; trotzdem fuhr er eben so laut fort: „Ich werde den Prinzen ermorden. Ich muß es thun, sonst läßt er mich in's Gefängniß werfen, wie Lindau, oder läßt er mich ermorden, da ich ihm gefährlich bin. Es ist mir schon seit mehreren Tagen so, als ob ich überall von seinen Mördern umgeben wäre."

„Schulmeister, Du sprichst dummes Zeug," sagte die Siruplise, „und ich vergesse darüber die Hauptsache. Sind in dem Kästchen die Diamanten oder nicht? Darauf kommt viel an, und wär's auch nur wegen der Ruhe Deiner Seele."

„Diamanten?" fragte der Schulmeister, als ob er sich besänne, — „ich weiß es nicht. Wie ich sie zu sehen bekam, die schöne, die schönste Gabriele, vergaß ich, daß ich der Diamanten wegen gekommen war. Ich Elender! Da sitzt der arme Lindau unschuldigerweise vielleicht als Diamantendieb und ich vergaß es über schönen Augen und sprach von meiner Liebe und war selig, daß ich ihren Hals küssen durfte."

„Du weißt also nicht —"

„O, jetzt glaube ich es wohl, daß in dem Kästchen

die Diamanten sind und nicht Reliquien einer theuren Mutter. O, diese Gabriele kann viel! Aber gehören ihr nicht alle Diamanten der Welt von rechtswegen? Und soll ich sie verrathen? Da lasse ich lieber alle Lindau der Welt im Gefängniß verschmachten. Doch nein — ich erinnere mich — ja — ja — so ist es — sie hat mir selbst von Lindau's Verhaftung gesprochen. Er ist aus politischen Gründen verhaftet worden — ja, ja, so ist es — so sagte sie. Wie kommt es, daß ich mich so schwer erinnere? — Alte Siruplise, ich glaube, ich werde verrückt. Das thut die Liebe. Ich werde sie nicht verrathen, und wenn sie mir alle Diamanten Brasiliens und Delhi's in Verwahrung gäbe. Aber verrückt werde ich — das ist gewiß."

„Komm, komm!" drängte jetzt die Siruplise mit einiger Aengstlichkeit in der Stimme, — „komm und sprich nicht so geschwollen! Aus Liebe verrückt werden, das ist ein Unsinn; man bereut es, wenn man wieder zu Verstande kommt."

Van der Sluy that einen Schritt näher, um auf den Schulmeister, wenn er aus dem Bogen träte, sofort die Hand zu legen, und zwar streckte er zu diesem Zwecke den Arm auf höchst energische Weise aus. Aber der Schulmeister kam noch nicht und Van der Sluy hörte noch diesen Monolog: „Sollte sie wirklich infam, schlecht, niederträchtig sein? Das Laster sollte nie schön sein! Ich war einmal ein unschuldiges Kind und da glaubte ich, das Laster sei immer häßlich. Es war einer meiner ersten Schmerzen, als ich entdeckte, daß das Laster schön sein könne. Die Welt sollte sein, wie es die Kinder wollen, wie sie sich die Kinder denken. Nur die Tugend sollte schön sein, und Talent und

Genie sollten nur der Tugend gehören. Nur die Tugend würde dann verführen und nur der Edelsinn die Welt regieren. Es ist ein Kindertraum, aber die höchste Weisheit und ein Ziel auf's Innigste zu wünschen!"

Van der Sluy ließ seinen energisch ausgestreckten Arm etwas schlaffer werden; seine gewaltige Hand verlor das Aussehen einer Geiersklaue und er schüttelte den Kopf. Die Siruplise, die zuerst aus dem Bogen hervorkam, ließ er ruhig an sich vorbeipassiren und dem Schulmeister, der ihr folgte, legte er fest, aber nicht unsanft die Hand auf die Schulter.

„Mein Junge," sagte er ruhig, „jetzt sei hübsch stille; Du bist mein Gefangener und wirst mir ein zweites Mal nicht entwischen. Es wird Dir nichts Böses geschehen, aber ich brauche Dich."

Der Schulmeister war unter der starken Hand des Gärtners und beim ersten Tone seiner Stimme zusammengefahren, wie vom furchtbarsten Entsetzen ergriffen. Starr sah er mit rückwärts gewandtem Kopfe Van der Sluy in's Gesicht, ohne ein Wort hervorzubringen. Van der Sluy erschrak selbst über die Art des Schreckens, die sich in Blick und Haltung des jungen Menschen ausdrückte, eine ungewöhnliche Art, die etwas Unheimliches hatte, und er wollte ihm eben beruhigend zusprechen, als die Siruplise, hinter deren Rücken dies Alles vorgegangen, sich umwandte und die Lage erkennend, sofort ein gewaltiges Geschrei erhob und zugleich mit ihrer Krücke auf den Arm, der den Schulmeister hielt, einzuhauen begann.

„Alte Hexe," sagte Van der Sluy ruhig, indem er mit der Linken die Krücke packte und festhielt, — schweige oder Du rennst Deinen Schulmeister in's Verderben.

Wenn Dein Geschrei die Leute herbeiruft, kann es leicht geschehen, daß er der Gerechtigkeit in die Hände fällt — Du weißt, von wegen der Diamanten. Ich will aber keinen Skandal und ich will auch nicht das Verderben des Schulmeisters. Also sei still, sonst bist Du sammt ihm verloren."

Die Siruplise begriff erstaunlich schnell. Sie beruhigte sich und sagte: „Ich kenne Dich, Van der Sluy; ich weiß, daß Du festhältst, was Du hältst — und was Du sagst und versprichst, ist auch nicht aus Seifenblasen — aber diesen hier muß ich haben und sollte ich mich dem Teufel verschreiben."

„Du magst Dich dem Teufel verschreiben, aber diesen hier behalte ich, denn ich brauche ihn."

„Laß mich, Alte, laß mich," bat der Schulmeister, „mein Schicksal beginnt oder endet vielleicht. Es nützt nichts. Es ist mir übrigens, als wäre ich bei diesem Manne vor den Dolchen des Prinzen sicher, und wenn er mich, wie er verspricht, im Hause behält, so bin ich doch in ihrer Nähe. Laß mich — überlasse mich meinem Schicksal!"

Während er so sprach, bewegte sich Van der Sluy mit ihm bereits einer Thür entgegen; die Siruplise folgte und bat nur noch um das Versprechen, daß der Schulmeister gut behandelt werden, daß ihm nichts geschehen solle. Aber ehe sie sich dessen versah, war die Thüre geöffnet und wieder vor ihrer Nase zugeschlagen, und waren Van der Sluy sammt dem Schulmeister im Innern des Gartens verschwunden.

Und während die Siruplise murrend und murmelnd der Stadt entgegenhinkte, stand der Schulmeister im Zimmer Van der Sluy's vor diesem wie vor einem

Richter und antwortete auf seine Fragen, wie in einem peinlichen Verhöre — fügsam und gehorsam wie ein Kind. Nur manchmal bemerkte Van der Sluy mit mitleidigem Kopfschütteln, daß des Schulmeisters Gedanken nach den verschiedensten Seiten die Flucht zu ergreifen strebten, daß es ihm schwer wurde und er sich sichtliche Mühe gab, die Fragen auf zusammenhängende Weise zu beantworten. Und die Siruplise hatte die Stadt noch nicht erreicht, als der Schulmeister, nachdem er Van der Sluy sein Wort gegeben, sich ohne dessen Wissen nicht aus dem Hause zu entfernen, auf einer Moosbank im Gewächshaus in einen Schlaf verfiel, der viel zu tief und zu fest war, um der Schlaf eines gesunden Menschen zu sein.

Wäre nur eine kleine Dosis solchen Schlafes Mathilde zu Theil geworden. Während der „kindliche Gott, der Gott der Kindheit, ohne den die Welt in wenig Stunden wäre gealtert", den unseligen Gefangenen Van der Sluy's, dessen Gedanken zu schwärmen begannen, mit seinen Gaben bis zum Erdrücken überschüttete, ging die Herrin des Hauses ruhelos durch die lange Reihe der Zimmer. Sie schlief seit lange nicht mehr und seit vielen Tagen nur kurze Stunden. Odo war wieder frisch und gesund, aber die Atmosphäre rings um sie war krank. Wußte sie auch nicht in's Einzelne, was mit ihr vorging, so fühlte sie es doch und kam sie mehr und mehr auch zu klarer Erkenntniß. Einzelne Ereignisse, einzelne Worte vergangener Tage, auf die sie früher nicht geachtet hatte, tauchten jetzt plötzlich in ihrer Erinnerung auf, gewannen Bedeutung und setzten ihr eine ganze Geschichte zusammen. Ihr Aussehen verrieth, daß sie jetzt mehr

sah und hörte, als ehemals. Ihre Augen waren größer geworden und ihr ganzes Wesen schien nach allen Seiten zu hören und zu horchen. Auch machte sie den Eindruck, als wäre sie um einen ganzen Kopf gewachsen und ihr Schritt war fester und bestimmter. Sie war nicht mehr die Nachtwandlerin, die Graf Aurel zu wecken fürchtete. Das Vertrauen, das in der Dunkelheit über Abgründe hinführt und die Seele vor den schmerzlichsten Kämpfen bewahrt, ist ein kindliches Glück, aber ein menschenwürdiges Dasein, wenn auch auf Kosten der Ruhe, gewinnen Individuen wie Völker erst, wenn sie dieses Vertrauen eingebüßt haben. Und hat sich dieser Prozeß einmal vollzogen, dann wollen die Edlen unter den Individuen wie unter den Völkern die Leiden der Erkenntniß gegen jenes Glück nicht wieder vertauschen, selbst wenn sie es könnten. So war es auch bei Mathilde; ja sie machte sich Vorwürfe, sie empfand eine gewisse Scham, so lange unmündig gewesen zu sein. Was sie vor Allem war, Mutter, konnte sie es im großen und vollen Sinne des Wortes sein bei geschlossenen Augen? Ist das beste Weib Mutter, wenn sie nur für Gesundheit, Fröhlichkeit, Anmuth der Kinder sorgt? Ist deren Zukunft, deren Ehre nicht von gleichem Belang? Muß sie nicht die Menschen erkennen, mit denen ihre Kinder Menschen sein sollen? Bei einer Frau, die diese Forderungen ihres Berufes, diese Pflichten erkannt hat, tritt das eigene Glück in den Hintergrund; sie ist gewappnet, sie ist ruhig; was sie nicht weiß, erräth sie mit Hellseherei und ihr ganzes Trachten sammelt sich in dem einzigen Streben, um ihre Kinder eine klare, gesunde Atmosphäre zu schaffen, in der die jungen Seelen wachsen

und gedeihen mögen. Alles Andere ist Nebensache. Und während Lindau, Van der Sluy, Marie, Graf Aurel in der Stille für sie sorgten, hatte sie ihre Freunde schon tiefer erkannt, als sie sich selbst kannte; und während jene ihre äußeren Verhältnisse für die Zukunft zu sichern trachteten, wußte sie, daß diese vier die Menschen sind, welche die gedeihliche Welt ihrer Kinder zusammenzusetzen bestimmt seien. Es ging ihr ein Stich durch's Herz, wenn sie sich darauf ertappte, wie sie bei solchen Betrachtungen am wenigsten an ihren Mann, an den Vater ihrer Kinder dachte. Aber zwischen ihm und ihr lag ein Etwas, ein Unreines, das erst beseitigt oder geklärt werden mußte. Daß es geschehen werde, das hoffte und ersehnte sie mit ganzer Seele. Wie sie ihn, wenn auch selten, so gedrückt, schweigsam, unglücklich einhergehen sah, ahnte sie, daß er einer Sühnung und damit einer Versöhnung mit ihr entgegensehe. Und so war es ihr auch, als müßte sie selbst etwas thun, um ihm bei der Befreiung von seiner Schuld zu helfen und zugleich ihr Haus zu reinigen.

In dieser Stimmung traf sie Marie, die jetzt, nach dem Willen des Vaters, Blumen und Geschäftsbücher lassen mußte, um stets bei der Baronin zu sein. Da ihr vor Allem Lindau's Schicksal am Herzen lag, sprach sie ihr sogleich von den Entdeckungen, die sie mit Hilfe des Grooms gemacht und dann erst von dem Gefangenen, den ihr Vater heute Nacht in's Haus gebracht, und von den halben Geständnissen, die dieser, ohne es zu wollen und wie im Fieber, ihrem Vater abgelegt. Mathilde brauchte Zeit, bis sie sich alle die Erfahrungen zurecht gelegt, bis sie nur ahnte, was der Prinz, die Korrespondenz Gabrielens mit ihm, die Verhaftung

Lindau's, der Schmuck, der Schulmeister und all die Wirrsal mit ihr und ihrer Lage zu thun hatten. Sie begriff es auch nach langem Nachdenken nicht — aber über Gabriele glaubte sie klar zu sein. Was ihr eben Marie erzählte, war ihr nur wie ein Fingerzeig mehr, wo sie mit der Reinigung ihres Hauses und ihres Verhältnisses zu Friesen zu beginnen habe. Nachdem sie lange und mit starken Schritten im Zimmer auf- und abgegangen, einige Male den Kopf in die Hände gelegt hatte, blieb sie entschlossen vor der Klingelschnur stehen und schellte. Die Glocke ertönte so heftig, daß Gudula erschrocken herbeistürzte.

„Fräulein Gabriele soll sogleich herüberkommen!"

Dann legte sie ihre Hände auf den Rücken und blieb, die Augen auf die Thüre gerichtet, unbeweglich stehen.

Gabriele trat lächelnd ein, aber das Lächeln verschwand sogleich und machte einem Ausdruck des Staunens, dann der Demuth Platz, als sie Mathilde in dieser Stellung erblickte. Das sonst so sanfte Auge der Baronin ruhte kalt, bewegungslos auf ihr, daß sie unwillkürlich den Nacken beugte. Sie regte den Mund, aber kein Laut kam über ihre Lippen.

„Mademoiselle de Chaumont," sagte Mathilde in französischer Sprache, ohne die Stimme höher als gewöhnlich zu erheben, aber fest und ohne sich zu regen; — „Mademoiselle de Chaumont, Sie verlassen mein Haus — heute noch!"

„Mathilde!" rief die Französin, „Sie jagen mich so fort? Und warum?"

„Heute noch!" wiederholte Mathilde eben so ruhig wie das erste Mal.

Gabriele streifte sie mit einem Blicke, erhob dann den Kopf, wandte sich und ging aufrecht aus dem Zimmer.

Als Mathilde den Blick von der Thüre, die sie noch eine Minute lang angestarrt hatte, abwandte, sah sie Marie, die sich in einen Fauteuil gedrückt hatte und schluchzte. Sie errieth, was in dem guten Kinde vorging. Welche Kämpfe, welche Schmerzen mußten die Seele dieser Frau durchzogen haben, bis sie dahin gelangte, um so handeln zu können, wie sie es eben gethan! Marie weinte aus Mitleid mit der guten Frau und Mathilde wußte das, denn sie fühlte in diesem Augenblicke, wie bedauernswerth sie war. Sie sagte sich, daß dieser Schritt ihr den Gatten entweder wieder zurückführe oder auf ewig entferne. Ueberwältigt sank sie auf's Sopha nieder, obwohl sie sich nie so stark und selbstständig gefühlt, wie eben jetzt.

Kaum eine halbe Stunde später bildete sich im untern Vorsaal eine Versammlung, deren Mittelpunkt Gudula war. Die ganze Dienerschaft umstand sie; selbst der Koch, der seit dem Feste wenig zu thun hatte, da Herr von Friesen selten in der Villa speiste und nie Gäste mitbrachte, selbst der Koch war aus den unteren Regionen heraufgestiegen. Gudula erzählte und wiederholte schon zum zehnten Male: „Aber ich schwöre es bei meiner Ehre, ich habe es ja selbst gehört; ich verstehe ja französisch, obwohl ich so thue, als ob ich kein Wort verstünde, und ich stand ja an der Thüre und habe es mit diesen meinen eigenen Ohren gehört, ohne daß es mir einfiel, zu horchen. „Mademoiselle de Chaumont," hat die gnädige Frau gesagt, „Sie verlassen mein Haus — heute noch! — Das hat sie ge-

sagt, auf Ehre und Seligkeit; die gnädige Frau selbst hat sie weggejagt."

„Der gnädige Herr wird's freilich nicht gethan haben," lächelte James und der ganze Haufe unterstützte ihn mit lautem Gelächter.

Elias stand etwas höher als die Andern auf einer Treppe, schlug auf die Dose, die er seit einiger Zeit, trotz der Abneigung des Herrn von Friesen, mit offenbarer Ostentation immer in der Hand hielt, und sagte, indem er eine Prise nahm: „Das ist bedeutend, sehr bedeutend!"

„Und sie kleidet sich ja schon an und packt," fuhr Gudula fort, „das ist ja Beweis genug — sie zieht das braune Kleid mit den grünen Streifen an."

„Das ist sehr bedeutend," wiederholte Elias, „denn so eine Person jagt man nicht so fort, wie unser Einen; das einzige, was sie vor uns voraus hat, ist, daß sie nicht einmal sechs Wochen ausbezahlt bekommt. Aber dafür ist sie von Adel."

Neues Gelächter belohnte den Witz des alten Kammerdieners.

„Ich finde das nur gerecht," fuhr er aufgemuntert fort, „denn ich bin ein ehemaliger Sozialist, bin es gewissermaßen noch heute und sage: „entweder — oder! Entweder Geld oder Adel! Jedem etwas! Ausgleichung nennt man das. Bedeutend an der Sache aber ist —"

„Daß sie die gnädige Frau fortjagt," fiel ihm Gudula in's Wort. „Wo nimmt nur die Frau den Muth her! Wagt sie es doch nicht, Einen oder Eine von uns wegzujagen."

„Ganz richtig," bestätigte Elias. „Gudula hat Geist; ich habe das immer mit Vergnügen bemerkt und

hätte ich nicht so meine eigenen sozialistischen Ansichten über die Ehe, ich hätte Gudula längst die Beweise geliefert, wie sehr ich als erfahrener Mann die geistigen wie sonstigen Vorzüge dieses weiblichen Einzelwesens anerkenne und zu schätzen weiß. Aber die in Frage stehende Angelegenheit hat noch eine bedeutendere Seite."

Er nahm wieder eine Prise, bemerkte mit Genugthuung, wie sich ihm Aller Gesichter aufmerksam und wißbegierig zuwandten, stieg eine Stufe höher und begann in gemessenem, rednerischem Tone:

„Wenn eine Taube, eine sanfte Taube, sagen wir eine blaue Taube, wie Baronin Mathilde von Friesen, mit einem Male Geiersklauen, oder sagen wir, weil es besser klingt, Adlersklauen bekommt, — wenn ein solches altadeliges, so zu sagen legitimes Fräulein aus einem jungadeligen, so zu sagen nicht legitimen Hause, gewissermaßen bürgerlich, ja unterbürgerlich hinausgeworfen wird, dann —"

„Dann? — nun dann?" fragte der Chorus gespannt.

„Dann ist etwas faul im Staate Dänemark!"

„Dänemark! immer Dänemark!" rief Gudula ungeduldig.

„Es ist wahr. Warum denn immer Dänemark?" fragte der Koch verblüfft.

„Einfältiges, unwissendes Volk, unfähig, die Sprache der Bildung zu verstehen!" zürnte Elias. „Nachdem ich euch die Bedeutung dieses Wortes nun hundertmal erklärt habe, wißt ihr noch immer nicht, was Dänemark besagen will. Dänemark ist die Welt, Dänemark ist unser eigener Staat, Dänemark ist überall, wo etwas faul ist und darum ist auch hier in diesem Hause Dä-

nemark! — Ich fahre fort," sagte er dann mit der alten Ruhe und wieder eine Prise nehmend, — „wenn in ein Haus so ungenirt die Polizei einbricht und ihm die Schmach anthut, den Hofmeister dieses Hauses so mir nichts, dir nichts zu verhaften, ohne erst den Herrn oder die Frau dieses Hauses zu fragen, ob es ihnen so recht sei; wenn es ferner in einem Hause, nach einem Feste, wie wir es gegeben und daß uns Tausende gekostet, plötzlich so still wird und von den geladenen Gästen nicht der fünfte Theil kommt, um sich für besagtes Fest zu bedanken; wenn in einem solchen Hause ein solches Fest mit einigem nicht unerheblichen Skandal abläuft; wenn in einem solchen Hause Diamanten gestohlen werden, von denen man im Publikum sagt, daß sie zum Mindesten versetzt sind; und wenn nach einem solchen Diamantendiebstahl nicht wenigstens die Hälfte eines solchen Hauses, wie sie soeben mich anzuhören die Ehre hat, unschuldigerweise in die düstersten Gefängnisse geworfen wird, dann, o meine Freunde — dann —"

„Dann," fiel ihm Gudula in's Wort, „dann ist etwas faul im Staate Dänemark."

„So ist es, meine Gudula, — Du sagst es!"

„Seit wann duzen Sie mich, Monsieur Elias?" fragte die Kammerjungfer etwas beleidigt.

„Seit Du meine Gedanken erräthst, o Mädchen," erwiderte der alte Kammerdiener schmunzelnd, — „und in großen Momenten und wenn ich Reden halte, duze ich die ganze Welt. Es wird dann Alles erhabener. Aber ich habe noch nicht vollendet. Wir sagten, daß auch dieses Haus Dänemark ist. Ich, als der Aelteste, Erfahrenste, Weiseste unter Euch, ich hatte die Pflicht,

Euch darauf aufmerksam zu machen, daß jeder an seine Zukunft denke und wo er sein Haupt niederlege, wenn der Zustammensturz eintritt, den ich prophetisch kommen sehe, denn der Mensch ist kein Vieh und denkt an das Morgen."

Die Rede Elias' brachte einen sichtlichen Eindruck hervor; sofort theilte sich die Versammlung in Gruppen, die zu berathschlagen anfingen. Gudula aber rief: „Das ist mir Alles egal! — ich bleibe bei der gnädigen Frau, mag's kommen, wie es will, und wenn ich trockenes Brod mit ihr essen müßte."

„Gudula, mein Herz," sagte Elias zärtlich, indem er seinen hohen Standpunkt verließ und zu ihr niederstieg, — „Gudula, Du bist eine edle Sozialistin ohne es zu wissen. Ich verehre Dich, ich verstehe solche Regungen als ehemaliger Sozialist, und wahrlich ich sage Dir, ich bleibe, wo Du bleibst, denn von trockenem Brode wird keinenfalls die Rede sein, da die gnädige Frau wohl jedenfalls ihr Mitgebrachtes hat und ich mein Erspartes gerne mit Dir theilen werde."

An diese praktischen Erwägungen gedachte er noch etwelche gemüthliche, vielleicht erotische anzuknüpfen, aber Gudula vertraute ihm, daß ihr die gnädige Frau anbefohlen, nach Fräulein Gabriele zu sehen und ihr etwa beim Einpacken oder anderweitig, wenn sie dessen bedürfte, behülflich zu sein. Sie machte sich los und eilte die Treppe hinauf. Die Thüre zu Gabrielens Zimmer stand offen, das Zimmer war leer, Gabriele verschwunden.

21. Kapitel.

Im Palaste.

Es ist Alles noch, wie es war,
Nur ist es verworrner geworden,
Und was man für bedeutend hält,
Ist alles auf schwache Füße gestellt.

Goethe.

Obwohl es bereits elf Uhr geschlagen, war es doch in und um das Palais des Prinzen Viktor noch morgendlich stille. Sämmtliche Straßen und Gäßchen, die das weitläufige Gebäude, ein ehemaliges Kloster, umgaben, waren durch Ketten geschlossen; die Landleute, die zu oder bereits von dem nicht fernen Marktplatze fuhren, mußten große Umwege nehmen; die Verkäufer und Ausrufer wußten es längst, daß sie sich von dem Palaste in solcher Entfernung zu halten hatten, daß ihre Stimmen und Rufe nicht bis an die prinzlichen Ohren dringen konnten. Die Schildwachen vor den beiden Portalen gingen leisen Schrittes auf und ab, und selbst die Hunde im Hofe, Thiere aller Racen und der verschiedensten Temperamente, hielten sich, durch lange Erfahrung belehrt, bis gegen Mittag so stille und ruhig, wie die Lakaien. Niemand, der die prinzliche Residenz während der Vormittage kennen gelernt, hätte geglaubt, daß hier der oberste Befehlshaber einer

Armee und zugleich der Mann wohnte, auf dem der größte Theil der Regierungslast ruhte — so wenig stimmte diese Ruhe tief in den Tag hinein mit den Vorstellungen, die man sich von den Sorgen um ein großes Reich und von den Gewohnheiten eines Feldherrn macht.

Natürlich war es auch im Vorsaal mäuschenstill, obwohl dieser vom Schlafzimmer des Prinzen durch eine lange Reihe von Gemächern getrennt war, und saßen in Folge gegebener Anweisung alle die Petenten, denen für diesen Morgen Audienzen versprochen waren, so unbeweglich da, wie egyptische Statuen. Wenn einer der Wartenden den eingeschlafenen Fuß bewegen wollte, hob er das Bein vorsichtig mit beiden Händen um es leise von der innegehabten Stelle zu entfernen, und selbst diese vorsichtige Bewegung ging nicht von Statten, ohne die Aufmerksamkeit des zwischen den Wartenden auf- und abgehenden Kammerdieners zu erregen und dessen Blicken einen vorwurfsvollen Ausdruck zu geben. Die Blicke des Kammerdieners verdüsterten sich, als die Thüre aufging, nahmen aber schnell wieder einen lächelnden Ausdruck an, da er sah, daß es Graf Aurel war, der eintrat. Schnell ging er ihm entgegen.

„Guten Morgen, Werner," redete ihn der Graf wie einen alten Bekannten an. — „Schläft er denn noch?"

„Gott bewahre," lispelte Werner, „er ist seit zwei Stunden auf, aber er hat Besuch. Sobald der Besuch fort ist, werde ich den Herrn Grafen melden."

„Danke, lieber Werner, es hat Zeit, es ist nichts so sehr Dringendes."

Der Kammerdiener beeilte sich, dem Grafen einen Fauteuil zu stellen, etwas abgesondert von den anderen Wartenden, und er that es mit einer geräuschvollen Dienstfertigkeit, welche die bisherige Strenge des Stillschweigens und der Ruhe als höchst überflüssig erscheinen ließ. Der Graf hatte sich kaum niedergelassen, als der Kammerdiener sich vor ihn hinstellte und ihn mit bedeutungsvoller Handbewegung auf einen Mann aufmerksam machte, der allein in einem Winkel saß und unverwandt, die Hände im Schooße zusammengefaltet, auf den Boden vor sich hinstarrte. „So sitzt er seit zwei Stunden da," lispelte er — „armer Mann, gewiß vergebens — ich weiß, seine Hoheit will nichts für ihn thun!"

Graf Aurel erschrak und schlug die Hände zusammen. — „Ich begreife Ihren Schrecken, Herr Graf," fuhr der Kammerdiener fort;" welch' ein Anblick! Sieht er nicht aus, wie einer, der da antichambrirt, um eine kleine Bureaustelle zu erhalten? Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihn aufzuheitern — vergebens, er hörte kaum, was ich sagte, obwohl ich den besten Willen hatte, ihm mancherlei zufließen zu lassen, was ihm hätte nützlich sein können. — Mein Gott, wie kann der Mensch so rasch verfallen — sieht er nicht aus, wie ein armer Mann und um zwanzig Jahr gealtert? Darum sage ich immer: Geld ist nichts! — großer Grundbesitz mit Majoraten und Fideikommissen ist Alles. Mein Gott, Fürst E. hat gewiß zehnmal mehr Schulden, als der arme Friesen, aber wie lustig lebt er, wie wohl sieht er aus — es ist eben ein Fideikommiß und selbst die Sequestration —"

Der Kammerdiener fuhr in seiner Philosophie noch

fort, als Graf Aurel längst vor Friesen stand. Er faßte ihn sanft an der Schulter und schüttelte ihn leise. Friesen blickte ruhig auf. — „Sieh da, Graf Aurel," sagte er freundlich, „sind Sie auch da — ich errathe — Sie sind ein guter Freund, Sie kommen meinetwegen — Sie wollen den Prinzen bitten, daß er mich nicht fallen lasse. — Geben Sie sich keine Mühe, lieber Freund — es ist vergebens — ich weiß es — und ich selbst würde es ihm nicht zumuthen — was gehen den Staat meine Miseren an?"

„Was wollen Sie dann hier, lieber Friesen?"

„Ich? — ich thue meine Schuldigkeit — ich mache einen letzten, allerletzten Versuch."

Er war bei diesen Worten aufgestanden, zog auf beiden Seiten die Weste herunter, streckte sich wie einer, der aus dem Schlaf erwacht, und suchte zu lächeln. Graf Aurel unter dem Arm nehmend, führte er ihn in die Mitte des Saales und da er auch da noch, wie man an seinem Umsehen erkannte, sich den Antichambrirenden zu nahe fühlte, weiter nach vorwärts bis in die Nähe der Thüre, die in die innern Gemächer führte — und dieser mit dem Gesichte und dem Publikum mit dem Rücken zugewendet, sagte er leise und weich:

„Lieber Freund, Sie achten und schätzen meine Frau — die gute Mathilde — sie verdient es — eine vortreffliche Frau — sehen Sie — sie kommt um Alles — sie unterschrieb Alles — die Kinder — o Gott, wenn nur das nicht wäre! — Mit einem Worte — ich will Sie bitten —"

Er hatte das Wort nicht ausgesprochen, als die in die fürstlichen Gemächer führende Thüre mit Lebhaftig-

keit aufgerissen wurde. Sie blickten auf. Vor ihnen stand, oder vielmehr fuhr zurück — Gabriele, die eben hatte heraustreten wollen. Friesens Gesicht verzog sich zu einem eigenthümlichen Lächeln, das gerade so aussah, als wollte es nach der ersten Ueberraschung in ein lautes Gelächter übergehen. Bevor dies aber geschah, hatte sich Gabriele gefaßt. Schnell trat sie auf ihn zu und sagte leise:

„Kommen Sie, demüthigen Sie sich nicht vor dem da drin. Es ist vergebens. Ich habe das Letzte versucht."

„Kommen Sie!" wiederholte Friesen und faßte sie am Arme. — „Kommen Sie!"

Er schien plötzlich den Zweck seines Hierseins vergessen zu haben, und ohne den Grafen zu grüßen, ging er mit raschen Schritten, Gabriele führend, zum Saale hinaus.

„Jetzt ist er allein," flüsterte der Kammerdiener, der sich schnell genähert hatte, „jetzt will ich Sie sogleich melden." Er schlüpfte hinein und kehrte nach zwei Minuten zurück, um den Grafen in der That sofort zum Prinzen zu führen.

Prinz Victor saß oder lag vielmehr auf einem Divan, in einem halb türkisch, halb occidentalisch eingerichteten Zimmer, mit einem Fez auf dem Kopfe und in einem Schlafrock, der auch mehr einem türkischen Kaftan glich, und einen langen Tschibuck mit brillantbesetzter Bernsteinspitze im Munde. Er schien sehr gut aufgeräumt und grüßte mit der freundlichsten Handbewegung. Als der Graf sprechen wollte, rief er ihm rasch ein „Halt!" entgegen.

„Hier," sagte er lachend, „darf man erst zu sprechen

anfangen, wenn man einige Züge aus dem Tschibuck gethan und gehörig ausgeruht hat. Das ist orientalische Gastlichkeit!"

Der Graf setzte sich auf einen niedern Fauteuil dem Prinzen gegenüber und nahm den Tschibuck, den ihm sofort ein kleiner Neger in die Hand schob. Erst nachdem er einige Züge gethan, begann der Prinz wieder: „Nicht wahr, herrlicher Tabak? Schmeckt wie lauter Rosen! Ein Geschenk des Padischah selber, mit dem ich auf bestem Fuße stehe — zum größten Aerger des russischen Gesandten. Sie werden es mir nicht übel nehmen, Graf Kamincky; ihr Polen seid ja immer die guten Freunde der Türken. Nun, Freund meines Freundes, womit kann ich Ihnen dienen?"

Graf Aurel that den Tschibuck vom Munde, um zu antworten; aber bevor er noch ein Wort gesagt, rief der Prinz wieder: „Halt! Sie sollen sehen, daß ich errathe, was man von mir will und Sie sollen sich keiner abschlägigen Antwort aussetzen. Ich kann nicht! Ich kann Friesen nicht helfen, ich bin zu gut unterrichtet. Noch heute werden die Gelder des Hofes aus seinem Geschäfte zurückgezogen und von Staatsunterstützung kann nicht die Rede sein. Es steht zu schlecht um den Mann und wir haben das Geld auch nicht so überflüssig, um es an einen Geschäftsmann hinzuwerfen, der mehr auf Glanz und Pracht, ja sagen wir es gerade heraus, auf adeligen Schwindel als auf Gewinn und solides Wesen sieht. Bleibe jeder bei seinem Leisten! Dieser Friesen hat zu sehr vergessen, wer er eigentlich ist, und wollte einen Granden unseres Reiches spielen. Ich kann wirklich nicht, wie sehr leid es mir auch thut — ich bin, wie gesagt, zu gut unterrichtet —

vor kaum einer halben Stunde habe ich die ausführlichen Details über seine Lage erfahren."

„Vor kaum einer halben Stunde?" rief Graf Aurel erschrocken.

„Ah, ich habe mich verrathen," lachte der Prinz, — „richtig, Sie müssen sie ja noch im Vorzimmer gesehen haben! Ich habe mich verplaudert. — Ja, ja, Fräulein von Chaumont! Die Person hat den Teufel im Leibe. Es war mir allerdings, als wollte sie sich mit den Enthüllungen, die sie mir machte, für irgend etwas rächen und das war mir insofern lieb, als ich daraus erkannte, daß an all dem Geschwätz über ihre Stellung zu Friesen kein Wort wahr sei. Denn Sie sehen ein, lieber Graf, daß es mir unangenehm gewesen wäre — aber das gehört nicht hierher — ich bin selbst noch nicht entschlossen, wie ich mich zu der schönen Person weiterhin stelle. — Ob sie sich nun rächt oder nicht und warum sie sich rächt, das ist mir gleichgiltig; ich habe bei dieser Gelegenheit die ganze Wahrheit erfahren und muß darnach handeln und ich möchte Ihnen eine Fehlbitte ersparen."

„Eure Hoheit irren," nahm Graf Aurel das Wort, „ich kam nicht, um in Friesens traurigen Angelegenheiten eine Bitte zu wagen. Es handelt sich um etwas Anderes —"

„So? — etwas Anderes?" lachte der Prinz, — „und Sie lassen mich plaudern und meine Geheimnisse verrathen?! Das ist nicht schön von Ihnen, lieber Kamincky; viel zu diplomatisch für Sie — schadet aber nichts — ich habe keine Geheimnisse. Sehen Sie, ich könnte in einer Laterne leben, alle Welt kann wissen und sehen, was ich denke und thue. Mein Grundsatz

ist: Die Macht wäre keinen Heller werth, wenn man sich mit irgend etwas verstecken müßte. Also, was ist das Andere?"

„Eure Hoheit wissen vielleicht nicht, daß der Hofmeister Friesens, ein junger Mensch, Namens Alfred Lindau —"

„Ich nicht wissen?" lachte der Prinz wieder, — „freilich weiß ich! — eingesteckt ist er und wird es noch bleiben."

„Eben daß dies nicht geschehe, wollte ich Eure Hoheit gebeten haben. Seine Verhaftung im jetzigen Momente, da man überall noch von dem Diamantendiebstahle spricht und diesen nothwendig mit der Verhaftung in Verbindung bringen wird, ist eine doppelte Ungerechtigkeit. Es ist ein braver junger Mensch und er hat es mit nichts verdient, daß auch nur der leiseste Makel der Art auf ihm haften bleibe. Ich kenne ihn und ich verbürge mich für seine Ehrenhaftigkeit."

„Lieber Kaminsky, Ihre Bürgschaft hat den höchsten Werth und ich würde darauf hin sogleich ein Billet schreiben, das seine Freilassung befiehlt. Was den Diamantendiebstahl betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß ich nicht einen Augenblick daran glaubte, der junge Mann komme damit nur im Entferntesten in Verbindung. Sie kennen meinen Sinn für Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche. Aber dieser junge Mann hat mir einmal ein Gesicht gemacht, das mir höchlichst mißfiel und das allein einige Monate strenger Haft verdiente. Es ist wahr, daß ich ihn darauf hin nicht hätte einsperren lassen, — allein, wenn der junge Mann kein Dieb ist, so ist er jedenfalls etwas weit Schlimmeres — er ist ein Revolutionär

und das hat mir nicht allein jenes sein Gesicht verrathen — er ist ein Sozialist, er nahm Theil an jenem Arbeiter-Aufruhr —"

„Hoheit," lächelte Graf Aurel, „er war es, der den Aufruhr lähmte und zuletzt das Möglichste that, um ihn unblutig enden zu lassen."

„Thut nichts! — wer mit Revolutionären unblutig fertig zu werden versteht, ist selber ein Revolutionär. Aber ich bin nicht sein Untersuchungsrichter; es handelt sich nicht um Schuldig oder Unschuldig. Er ist gewissermaßen auf eine lettre de cachet verhaftet worden und er kann nur auf gleiche Weise loskommen. Für jetzt kann das nicht geschehen!"

„Wenn Eure Hoheit nur ein Wort sagen —"

„Ich kann aber das Wort nicht sagen. Ich habe ihn einsperren lassen, um Jemand einen Gefallen zu thun, und nicht später als heute habe ich Jemand wieder versprochen, ihn jedenfalls noch einige Tage sitzen zu lassen."

„Welches Interesse kann dieser Jemand dabei haben?"

„Ich weiß es nicht, vielleicht auch Rache, aber ich habe es versprochen und ich weiß nur, warum ich es that."

Der Prinz lachte wieder. — „Nun, Sie wissen ja, fuhr er nach einiger Zeit fort, ich habe keine Geheimnisse und, wie gesagt, die Person hat den Teufel im Leibe. Die ist in ihrem Frankreich um ein Jahrhundert zu spät geboren; die hätte es schlimmer gemacht, als die Pompadour und Du Barry. Sie ist auch schöner, weiß Gott, sie ist schöner als die Pompadour und wenn unser Eins nur wollte, könnte er glücklicher sein, als Ludwig XV."

„Es ist unerhört!" rief der Graf und sprang in

höchster Aufregung vom Sitze, wie sehr er sich auch vorgenommen hatte, Alles mit Ruhe anzuhören; — „es ist unerhört! Wie viel Gutes hat dieses Mädchen in diesem Hause erfahren — sie ist noch so jung —"

„Beruhigen Sie sich," sagte der Prinz, „und respektiren Sie, wie ich, solche Kraft der Intrigue in einem so schönen und so jungen Geschöpfe. Beruhigen Sie sich — in drei Tagen, um dieselbe Stunde, soll Ihnen Ihr kleiner Revolutionär freigegeben werden — wenn ich bis dahin nicht andere Verpflichtungen zu übernehmen gezwungen bin."

Der Prinz verneigte sich — der Graf ging. —

Während dieses Gespräches befanden sich Friesen und Gabriele auf dem Wege in's Büreau des Ersteren. Friesen hatte sie, ohne ein Wort zu sprechen und fest ihren Arm haltend, aus dem Vorzimmer des Prinzen an seinen Wagen geführt, der auf dem Platze wartete, sie hineingehoben und während die Pferde dahinjagten, sagte er lächelnd: „Darf man wissen, was Sie so früh zu Seiner Hoheit geführt hat?"

„Können Sie fragen? Weiß ich nicht, in welcher Lage Sie sich befinden?"

„Richtig, richtig!" sagte Friesen, immer bitterer lächelnd; — aber Seine Hoheit, taub für Ihre Bitten —"

„Wie ich Ihnen schon sagte —"

„Richtig, richtig, Sie sagten schon, daß alles Bitten vergebens wäre. Aber, liebe Gabriele, warum sind Sie bei meinem Anblick so erschrocken?"

„Ich hätte den Schritt am liebsten ohne Ihr Wissen gethan — ich war verrathen."

„Richtig, richtig!" wiederholte Friesen immer im selben Tone, — „und nun?"

„Und nun, mein Freund, nun ist es höchste Zeit, daß Sie einen Entschluß fassen. Sorgen Sie für sich — retten Sie sich — gehen Sie nach Frankreich — ich folge Ihnen —"

„Ich werde Ihnen bald antworten, Gabriele!" sagte er jetzt ruhiger, legte sich in den Wagen zurück und drückte das Gesicht in beide Hände. Kein Wort fiel mehr, bis das Coupé vor seinem Hause stand. Er hob Gabriele aus dem Wagen, gab ihr den Arm und führte sie in sein Büreau, wo sie sich auf ein Sopha niederlassen mußte. Er schellte und befahl dem Bedienten, Herrn Seeling herbeizurufen. — „Herr Seeling," sagte er dann, zu Gabriele gewendet, „ist der Kassier und mein Vertrauensmann." — Dann ging er mit langsamen Schritten im Zimmer auf und ab. Nach wenigen Minuten trat Herr Seeling ein, ein kleiner, zierlicher Mann, ganz in Schwarz gekleidet, mit weißem Backenbart, einer weißen Perrücke und rosig gefärbten Wangen. Ernst und traurig sah er zu seinem Herrn hinauf und fragte mit Ehrerbietung, was zu Diensten stehe.

„Wie groß ist der Kassenstand, Herr Seeling?"

Seeling warf einen Seitenblick auf Gabriele und zögerte mit der Antwort.

„Geniren Sie sich nicht!" sagte Friesen.

„Ich schloß gestern Abend mit Zweihundertzweiunddreißigtausend."

„Und das Portefeuille?"

„Etwas höher, nahe an Dreihunderttausend."

„Wäre also über Fünfhunderttausend — über eine halbe Million," sagte Friesen, und zu Gabriele gewendet:

„Das ist noch lange keine Million. Damit ist wohl nichts anzufangen?“

Gabriele sah ihn fragend an. Sie wußte nicht, was in ihm vorging; er sprach in einem Tone, den sie an ihm nicht kannte; seine Stimme zitterte wie vor Rührung, und doch brach immer ein schriller, ironischer Laut daraus hervor. Sie schwieg und wartete ab. Friesen wandte sich wieder zu Seeling: „Wie lange können wir uns noch halten?“

„Mit expedients, wenn wir die Obligationen losschlagen, wohl noch zehn bis zwölf Tage.“

„Nein, keine expedients, es muß so viel als möglich übrig bleiben.“

„Dann noch fünf Tage, Herr Baron.“

„Gut, mein lieber Seeling. Hier, nehmen Sie sämmtliche Schlüssel. Dieser hier ist von meinem Sekretär, von diesem da — und hier, auch das noch!“

Bei diesen letzten Worten legte Herr von Friesen seine Brieftasche auf den Tisch.

„Und dieses noch!“

Er legte seine Geldbörse dazu.

„Ich gehe auf die Villa. An dem Tage, an dem Sie das verhängnißvolle Wort aussprechen müssen, lassen Sie es mich eine Stunde vorher wissen. Leben Sie wohl, lieber Seeling; wir werden uns nicht wieder sehen.“

„Herr Baron! Herr Baron!“ rief der alte Beamte und ergriff seine Hand; — „Sie haben mir so viel Gelegenheit gegeben — Sie wissen, ich besitze —“

„Nichts da, lieber Seeling; kommen wir nicht wieder darauf zurück. Sie haben Kinder —“

„Sie auch, Herr Baron.“

Der Baron machte eine rasche, abwehrende Handbewegung: „Leben Sie wohl!“

Der Kassier schwankte zur Thüre hinaus.

„Kommen Sie, Gabriele, jetzt fahren wir auf die Villa. Machen Sie Ihre Pakete und verlassen Sie uns. Es wird mancherlei kommen, was nicht für Sie ist.“

„Es bedarf dessen nicht mehr; ich habe Ihr Haus schon verlassen.

„Schon?“ lachte der Baron.

„Ihre Frau Gemahlin hat mir die Thüre gewiesen.“

„So? So? — Sie hatte Recht. Das Unglück ist ein hoher Gast; das Haus, in das es einzieht, muß gereinigt sein.“

Gabriele erhob sich. — „Kein Wort!“ rief der Baron gebieterisch und verließ das Zimmer.

22. Kapitel.

Idylle.

Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

Goethe.

Auf eine scharfe, kühle Nacht, die das rasche Nahen des Herbstes ankündigte, war wieder ein milder Morgen gefolgt. Aber in der Nacht hatte bereits ein starker Blätterfall stattgefunden und noch jetzt schwankten beim leisesten Windhauche einzelne Blätter leise, leise auf den Boden herab. Hie und da, an den Sandwegen und auf den Rasenplätzen, lagen schon ganze Haufen zusammengefegten Laubes und in einem derselben wälzten sich Paul und Odo mit ausgelassener Lustigkeit. Vor ihnen stand ihr Vater und sah ihnen lächelnd zu. Alles, was sie thaten und sagten, schien ihm zu gefallen; was sie verlangten, bewilligte oder versprach er sogleich und war dabei von einer Milde, die sie von ihm nicht gewohnt waren, wie es ihnen auch neu war, daß er so lange bei ihnen aushielt und sich so ausdauernd mit ihnen beschäftigte. Da er schon gestern so gewesen, fühlten sie sich in diesem neuen Verhältnisse zu ihrem Vater nicht mehr so

beengt, wie es zu Anfang der Fall war. Sie jauchzten und sangen und gaben allen ihren Einfällen Worte und fühlten sich zu allen tollen Streichen aufgelegt. Ihre Fröhlichkeit wurde noch dadurch erhöht, daß Van der Sluy ihnen die baldige Rückkehr Lindau's versprochen und daß sie sich auf dessen Erzählungen von seinen Abenteuern und Gefängnißqualen freuten. Paul hatte sogar den Muth, manchmal an seinem Papa hinaufzuklettern oder sich von ihm auf einen Baum heben zu lassen — bis die Vertraulichkeit so weit gedieh, daß Vater und Kinder in der Schaukel saßen und sie von einem Bedienten in die schwunghafteste Bewegung setzen ließen. Von Zeit zu Zeit erschien an einem Fenster des oberen Stockwerkes der Villa Mathilde und grüßte herunter, mit einem glücklichen Lächeln auf der Lippe und einer Thräne im Auge. Aber vom Fenster zurückgezogen, konnte sie nicht umhin, den Kopf zu schütteln. Ohne Lächeln und ohne Thräne sah Elias aus dem Parterre; wohl aber schüttelte bei dem Anblick auch er den Kopf und zwar auf die bedenklichste Weise. Das Benehmen des Barons schien ihm außerordentlich, ja unwürdig, auf jeden Fall ominös, nichts Gutes bedeutend. So oft die Thüre aufging, sah er sich um, ob es Jemand sei, gegen den er sich über das Wesen des Barons und über die Konsequenzen, die er daraus zog, aussprechen könnte. Da es aber niemals Gudula war, schwieg er und nahm eine Prise.

Van der Sluy, der an der Spitze mehrerer Gärtnerbursche erschien, that, als sähe er nichts. Er bezeichnete nur einige südliche Bäume in Kübeln, die im Garten zerstreut standen und die in's Gewächshaus zurückgebracht werden sollten, griff bei einem Magno-

lienbaum, seinem Stolz, selber mit an und half ihn in's Gewächshaus transportiren. Nach einer Stunde hatte der Garten ein ganz verändertes Aussehen; es war wie in einem Salon, aus dem man die kostbarsten Möbel und Bilder, an die man bis jetzt gewöhnt war, entfernt hatte. Für die Bewohner der Villa war dieser Tag immer wie ein bedeutender Kalendertag, wie die erste Anmeldung des Winters und einer trüberen Zeit. Gudula, die ein Fenster öffnete, stieß beim Anblick des entvölkerten Gartens ein trauriges: „Oh!" aus, das sich durch die stille Luft über den ganzen Raum verbreitete. Jetzt blickten auch der Baron und die Kinder um sich, und es war ihnen, als wäre die Welt ringsum plötzlich trauriger geworden. Die Schwäne zogen langsamere Kreise, die Springbrunnen murmelten melancholisch.

„Ach, jetzt müssen wir wohl bald in die Stadt zurück!" rief Odo und ließ die Arme sinken, und Paul sah den Papa fragend an.

Mathilde trat aus dem Hause und legte ihren Arm in den Arm ihres Mannes, der sie lächelnd ansah, ihre Hand ergriff und langsam mit ihr auf- und niederging. Die Kinder blickten einander etwas erstaunt an; Odo machte einen ungraziösen Sprung, wie das Kinder in angenehmer Verlegenheit zu thun pflegen, und lief mit Paul in entgegengesetzter Richtung. Es war ihnen ungewohnt, Papa und Mama so zusammen zu sehen.

Van der Sluy wanderte indessen der Stadt entgegen; neben ihm, ruhig und sanftmüthig wie ein Lamm, der Schulmeister. Zwei Tage waren seit der Gefangennehmung des Letzteren durch den Gärtner vergangen, zwei zum Theil ruhige, zum Theil sehr

aufgeregte Tage, denn von Zeit zu Zeit ergriffen den Schulmeister gewaltige Paroxysmen, in denen er aus den Worten Gabriele, Frankreich, Diamanten, Liebe, Prinz, Paläste, Sozialismus, Siruplise u. s. w. phantastische, fiebertraumähnliche Märchen und Reden zusammenwirkte. Das sanfte Zureden Mariens, oder wenn das nichts half, der Befehl Van der Sluy's machte diesen Ausschweifungen ein Ende und es folgten Stunden der Niedergeschlagenheit, in denen er sich über ein verfehltes Leben, über geheime Feinde beklagte, und in denen er geordnet alle Fragen beantwortete — nur solche nicht, die seine Beziehungen zu Gabriele betrafen. Dennoch war es Van der Sluy längst klar, wie es sich mit dem Schmucke verhalte, und eben deshalb wanderte er jetzt mit ihm in die Stadt.

Nur um den unseligen jungen Menschen nicht in Brüten versinken zu lassen, begann der Gärtner unterwegs: „Jetzt sage mir aber einmal, wie Du eigentlich heißest."

Der Schulmeister besann sich einige Zeit und rief dann entschlossen: „Nie! Nie!"

„Warum nicht? Im Ganzen scheinst Du doch ehrlicher Leute Kind."

„Eben darum!"

„Wie das?"

„Ich hasse die Vergangenheit, ich bedaure meine Gegenwart und habe Angst vor meiner Zukunft. Wer weiß — der Himmel weiß, welche Verbrechen ich noch begehen werde — mir ist so wirr im Kopfe oder im Herzen — ich weiß nicht wo — und wer kann sagen, was dabei herauskommt! Da soll der ehrliche Name nichts damit zu thun haben."

Der Schulmeister seufzte tief auf und Van der Sluy streifte ihn mit einem Seitenblicke voll Mitleid.

„Es giebt ein Mittel," sagte dieser ruhig.

„Welches?"

„Arbeit!"

„Ach," seufzte der Schulmeister wieder; „ach, Arbeit! Arbeit! Das ist ein Steingewicht an den Füßen. Flügel, Flügel will ich haben!" — Dabei breitete er beide Arme aus und bewegte sie wie zwei Fittige und lachte.

„Werden sehen!" murmelte Van der Sluy.

„Werden sehen!" wiederholte der Andere wie ein Echo.

In der Stadt angekommen, sagte Van der Sluy mit etwas gebieterischem Tone: „Jetzt zur Siruplise!"

„Aha," lachte der Schulmeister, „jetzt verstehe ich — Ihr wollt den Schatz, alter Geizhals?"

„Ja, das Schmuckkästchen."

„Sie wird darauf liegen, wie eine schwarze Katze," lachte er wieder, „wie ein Drache; sie wird es vertheidigen und Feuer speien, wie der Drache von Colchis, wo das goldene Vließ war."

„Das wollen wir sehen, Schulmeister."

„Das wollen wir sehen, Meister Van der Sluy — das wollen wir sehen und das wird schön zu sehen sein."

Und als ob er sich auf dieses Schauspiel freute, beschleunigte er seine Schritte, führte Van der Sluy in ein entlegenes Stadtquartier, durch viele verschlungene, enge Gassen und Gäßchen, bis er vor einem sechsstöckigen Hause Halt machte, um aufzuathmen. Dann flog er die vielen Treppen hinauf. Van der Sluy hatte Mühe, ihm zu folgen. Er fand ihn in

einem langen Gange mit geneigten Wänden auf der einen und einer unendlichen Reihe von Thüren auf der anderen Seite. Die Thüren hingen meist lose in den Angeln, an manchen fehlte das Schloß. Die Ziegelpflasterung des Ganges zeigte große Lücken und Löcher, in denen noch vom letzten Regen hie und da Wasser stand, wie auch die Wände zahlreiche Spuren des herabfließenden Wassers, hie und da große permanent feuchte Flecken zeigten.

„Elend! Elend!“ murmelte Van der Sluy.

„Du siehst,“ lachte der Schulmeister, „daß wir die Diamanten nicht benutzten, um ein sybaritisches Leben zu führen.“

Er ging dann auf eine der Thüren los und klopfte. Keine Antwort. Er klopfte wieder und rief durch's Schlüsselloch hinein: „Mutter Lise, ich bin es, der Schulmeister; machet auf!“

Es blieb stille nach wie vor. — „Der Vogel ist ausgeflogen,“ sagte der Schulmeister mit einiger Aengstlichkeit; — wir wollen gleich sehen!“

Er führte nur einen leisen Stoß und die Thüre sprang auf. Die kleine Stube war leer. Ein Bett, indem nur einiges Stroh zurückgeblieben, zwei alte Stühle und einige in die Wand getriebene Holznägel waren der ganze Hausrath.

„Weiß Gott, sie ist fort!“ rief der Schulmeister und schlug sich mit der Faust vor den Kopf, „sie ist fort und hat Alles mitgenommen.“

„Nun, die wollen wir bald erwischen!“ versicherte Van der Sluy, — „eine Figur, wie die Sirupliese kann sich eben so wenig lange verstecken, wie die schönsten Diamanten.“

„Nicht so! nicht so!“ sagte der Schulmeister rasch, — um Gotteswillen, Meister Van der Sluy, denkt nicht so und thut nichts der Art! Wenn die Alte fortist, so glaubte sie gewiß in meinem Sinne und in meinem Interesse gehandelt zu haben. Das Kästchen ist ihr heilig; sie wagt es nicht, es ohne mich zu öffnen, und wenn sie entfloh, so wollte sie es nur für mich retten. Lasset mich machen; ich werde ihrer schon habhaft werden. Es ist auch möglich, daß sie sich in der Nähe befindet, damit ich desto leichter auf ihre Spur komme.“

So sprechend zog er die einzelnen Stücke seiner Flöte aus der Tasche und steckte sie in einander. — „Wenn sie in der Nähe ist und meine Flöte hört, kommt sie auf Flügeln des Gesanges herbei.“

Er stieß das Fenster auf, setzte sich auf den schmalen Rand, beugte sich weit hinaus über den unter ihm gähnenden Abgrund und blies die Melodie:

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag ich dich fort,
Fort zu den Ufern des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Die Flöte hatte sich kaum hören lassen, als sich die Fenster des Hofes, der ganzen Nachbarschaft und selbst die Dachstubenfenster der entfernteren Häuser öffneten, und die seltsamsten männlichen und weiblichen Gestalten, junge und alte, lustige und elende, kamen zum Vorschein, um den wiedergekehrten Schulmeister mit Zurufen, Winken oder auch ganz stumm zu begrüßen. Er nickte nach allen Seiten, ohne sich im Blasen stören zu lassen, und musterte nur alle Fenster, ob nicht die

Siruplise irgendwo sichtbar werde. Nachdem er so eine ziemliche Zeit geblasen, ließ er die Flöte plötzlich fallen: „Sie ist nicht in der Nähe, sonst wäre sie längst erschienen.“

„Was thun?“ fragte Van der Sluy.

Der Schulmeister stand nachdenklich da. — „Was thun? Was thun?“ wiederholte er mehrere Male, während der heitere Ausdruck der letzten halben Stunde wieder aus seinem Gesichte entflohen war und sich auch seine Gedanken wieder zu verwirren schienen. Man sah es ihm an, wie er sich bemühte, seine Sinne zusammenzuhalten. — „Ach Gott! ach Gott!“ rief er schmerzlich, „ich muß sie aufsuchen, ich muß sie aufsuchen! Aber wen zuerst? Gabriele oder die Siruplise?“

„Es wird wohl am besten sein,“ begann Van der Sluy —

„Stille, stille!“ unterbrach ihn der Schulmeister, „störe mich nicht, sonst werde ich gleich verrückt. Ich muß meine Gedanken anbinden, mit Stricken, mit festen Stricken anbinden, sonst gehen sie mir durch und es ist aus. Nach zwei Seiten wollen sie auseinander und jeder sich in zwei Stücke reißen, und jedes Stück lebt und krümmt sich für sich allein, wie ein zertretener Regenwurm. Der Schmuck wird nicht gestohlen, der Schmuck wird nicht verloren gehen — aber Gabriele kann mir gestohlen, verloren werden. Der Prinz, der Prinz! — und dann der kleine Graf, der Graf — wie heißt er denn? — der Graf Egon! — ich weiß es ja, wie Viele sie lieben, wie Viele mir sie stehlen wollen. Wir müssen nach Frankreich! Fort!“

„Schulmeister, fange nicht wieder an!“

„Du hast Recht — Du hast Recht! Lasse mich nur meine Gedanken sammeln. Sage mir, alter Magnolienvater, hältst Du mich für einen ehrlichen Kerl?"

„Ja!" antwortete Van der Sluy kurz.

„Siehst Du wohl! Du bist ein Menschenkenner und Du glaubst auch, daß noch ein ordentlicher Mensch aus mir werden kann, wenn ich nicht früher verrückt werde. Du bist ein Gärtner und von Dir heißt es im Faust:

Es weiß der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Also bitte ich Dich, um Gotteswillen, lasse mich machen; ich verspreche Dir, nicht früher verrückt zu werden, als bis ich mit der Sache fertig bin, bis ich die Syruplise habe und den Schmuck der Baronin zurückbringen kann. Mache nur keinen Skandal, daß die Gabriele nicht beschimpft und die Siruplise nicht eingesteckt werde. Sage mir nur noch eins, damit ich meine ganze Ruhe gewinne. Warum lasset Ihr den Hofmeister, den Lindau, noch sitzen, da Ihr doch wisset, wo der Schmuck steckt?"

„Den können wir vor einigen Tagen nicht loseisen. Der Prinz hat es Gabriele versprochen, ihn jedenfalls einige Tage noch zurückhalten zu lassen."

„Der Prinz! Gabriele!" schrie der Unglückliche und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, — „immer der Teufel mit der Teufelin! Da hat sie gewiß etwas vor, wobei sie den Hofmeister nicht als Zeugen brauchen kann. Er muß um irgend ein Geheimniß wissen. Heraus muß er, heraus! — und ich muß wissen, was vorgeht und wo sie steckt. Laß mich nur machen, Gärtner, laß mich machen!"

Und ehe sich Van der Sluy dessen versah, war er zur Thüre hinaus und die Treppe hinab. Als Van der Sluy auf den Gang hinaustrat, hörte er ihn bereits die untersten Treppen hinabfliegen und als er unten in der Straße ankam, war vom Schulmeister nichts mehr zu sehen und zu hören. Er dachte, daß es wohl in der That am besten sei, den Unglücklichen machen zu lassen; wenn er die Polizei aufbot, konnte es diesem und der Syruplise schlecht ergehen, am schlimmsten Gabriele, und Van der Sluy wußte wohl, daß dieses ein Ergebniß wäre, das mit den Absichten der Baronin nicht übereinstimmen würde. Um den Schmuck war es ihm allerdings höchlich zu thun, denn dieser repräsentirte ein ganzes Vermögen und er hatte seinen Werth bei Begründung einer neuen Zukunft für die Baronin und ihre Kinder mit in Anschlag gebracht. Aber er war jetzt seiner Sache so viel wie gewiß, daß ihm der Schmuck nicht entgehen werde. So ging er denn, durch den Schulmeister auf's Neue an Alfred erinnert und darauf aufmerksam gemacht, daß dieser in der That in irgend ein Geheimniß eingeweiht, irgend ein Unheil abwenden könnte, geradenwegs auf das nicht ferne Gefängnißgebäude los.

Als er in das schmale Gäßchen trat, das auf das Portal des Gebäudes mündet, drückte sich eine weibliche Gestalt in die Vertiefung eines Hauseinganges. Aber Van der Sluy hatte sie schon bemerkt; ein Lächeln flog über sein braunes Gesicht, doch rief er mit etwas rauher Stimme: „He da! das Frauenszimmer da soll ich kennen! Was soll das Versteckensspiel?"

In demselben Augenblick lag Marie an seinem Herzen. — „Ach, Vater," schluchzte sie, „Du gehst zu

ihm; nimm mich mit. Mich haben sie schmählich weggejagt."

„Ist Dir recht geschehen! Was Empfindsamkeiten! Sie werden ihn nicht fressen. Und was soll da das Herumschleichen um Gefängniß und Gefängnißthüre und das Anseufzen von Gittern, wie eine Banditenbraut in Bildern? Dummes Zeug! Dein Platz ist daheim bei der Baronin — wer weiß, wie sie Dich brauchen kann."

Er ließ sie stehen, ging mit zwei Schritten auf das Portal los und zog die Glocke, ohne sich nach Marie umzusehen. Der Gefängnißwärter sagte ihm, daß seit heute Morgen Alfred sich im Hofe aufhalten dürfe und daß er, nach Allem zu schließen, es sich wohl herausnehmen dürfe, Van der Sluy bei ihm einzulassen.

Alfred stand im Hofe. Mit dem Gesichte der Mauer zugekehrt, betrachtete er eine Eidechse, welche die spärlichen Herbstsonnenstrahlen benützte, um sich zu sonnen, als er hinter sich den Ausruf hörte: „Also so weit hätten wir es glücklich gebracht mit unsern ehrgeizigen Plänen, mit unserer großen Welt! Das ist nur eine kleine Gießkanne, aber das Schicksal hat auch große Zuber, um kaltes Wasser auf heiße Köpfe zu gießen."

Alfred lachte und schlug ein in die dargebotene Hand, die sich ihm auf eine Weise entgegenstreckte, welche wohl mit dem ganzen Ausdruck des gutmüthigen Gesichtes, nicht aber mit dem Spott der gesprochenen Worte zusammenstimmte.

„Ja, herrlich weit gebracht!" lachte Alfred.

„Nichts da von einem Gefühl à la Galilei oder à la Hugo Grotius, meinem Landsmann, im stolzen

8*

Herzen?" fragte Van der Sluy, die Hand in der Luft hin und her bewegend.

„Weiß Gott, nicht!" betheuerte Alfred, immer lachend; — „wäre auch schwer, wenn man vielleicht wegen gestohlener Diamanten eingesperrt sitzt."

„Ist recht! Aber was die Diamanten betrifft, so weiß ich, wo die stecken."

„Ich auch," versicherte Alfred.

„Und nicht geplaudert? warum?" fragte der Holländer.

„Weil es mir immer so war, als ob der Schulmeister nicht ganz schuldig wäre, daß er im Grunde ein anständiger Kerl und daß noch Jemand dahinter stecken müsse."

„So ist es auch," bestätigte der Andere und erzählte ihm, wie sich die Sache verhalte. Dann theilte er ihm alles Andere mit und fragte, warum ihn der Schulmeister mit Beziehung auf Gabrielens Treiben so rasch als möglich aus dem Gefängniß befreit sehen wolle und welche Pläne er, Alfred, bei dieser gefährlichen Person voraussetze?

Sie denkt daran, mit dem Baron und mit einer großen Summe aus seinem Geschäfte zu entfliehen!" sagte Alfred rasch.

„Damit ist es nichts," sagte Van der Sluy und schüttelte den Kopf, „denn einmal weiß ich, daß der Baron seinem Kassier alle Schlüssel übergeben und befohlen hat, daß man den Gläubigern gerecht werde, so weit als möglich — und dann sieht er mir in den letzten Tagen gar nicht darnach aus, als wäre er einer solchen That noch fähig. Was anders!"

„Dann will Gabriele indessen den Grafen Egon

umspinnen, und fürchtet, daß ich ihren Plan vernichte, wenn ich dem guten Mann mittheile, was ich von ihr weiß."

„Das ist es," sagte Van der Sluy entschieden, „und Sie müssen heraus so bald als möglich. Ich werde das Meinige thun, obwohl ich weiß, daß Sie vor ein paar Tagen nicht loszueisen sind. Jedenfalls wird der Wagen des Barons von nun an jeden Tag vom Abend bis zum Morgen hier vor dem Gefängniß stehen, damit Sie sich so rasch als möglich an den Ort begeben, wo Ihre Gegenwart nothwendig ist."

Alfred wollte noch viel nach Marie, nach der Baronin, nach den Kindern fragen, aber Van der Sluy war kurz angebunden und überließ ihn bald wieder seiner Einsamkeit, von der er behauptete, daß sie ihm gut thun werde.

---

23. Kapitel.

Weg zum Ende.

> Wir sind nie entfernter von unseren Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.
>
> Goethe.

Auf dem schönen, mit Obstbäumen bepflanzten Wege, der sich von der Meierei des Grafen Egon sanft ansteigend dem Gebirge entgegenschlängelte, ging Arm in Arm ein junges Paar, das sich weder um die milde Stimmung der herrlichen Landschaft rings umher, noch um den melancholischen Ruf der ziehenden Kraniche über ihren Häuptern, noch um den prachtvollen Anblick der großen Stadt kümmerte, die, je höher sie stiegen, desto größer, breiter, gewaltiger sich rechts von ihnen ausbreitete, hie und da sanft von Herbstnebeln verhüllt, meist aber von weichem Sonnenschein vergoldet. Der junge Mann hatte nur Augen für die Schönheit, die an seiner Seite daherschritt; die junge Dame war in sich vertieft, blickte meist, wie grübelnd, vor sich hin und sah sich nur manchmal, nicht ohne Besorgniß im Gesichte, ringsum, als ob sie von irgend einer Seite her das Eintreffen irgend einer Unannehmlichkeit befürchtete. Der junge Mann redete ihr Muth zu. —

„Ich hoffe," sagte er, „daß Du den Weg zurück mit heiterem Gesichte wandeln wirst."

„Gewiß, gewiß, lieber Egon," sagte sie mit etwas gezwungenem Lächeln.

Auf einer kleinen Anhöhe angekommen, blieb Egon stehen und blickte auf sein Gut zurück. — „Sieh, liebe Gabriele, wie still, wie idyllisch, ja selbst wie malerisch das Haus daliegt. Gewiß, man kann darin sehr glücklich sein."

„Gewiß, gewiß," bestätigte Gabriele.

„Und Du wirst es sein."

„Gewiß, gewiß," wiederholte sie.

„Aber warum bist Du plötzlich so einsilbig?"

„Ich fürchte," antwortete Gabriele, indem sie sich wieder wandte und weiter ging, — „ich fürchte, Du setzest mich einer argen Beschämung aus. Bist Du auch gewiß, daß uns der Geistliche sofort trauen wird? Darf er das? Ist das nicht gegen alle Gesetze?"

„Sei unbesorgt," lächelte Egon. „Der Geistliche war Feldkaplan im Regimente meines Vaters und sein spezieller Freund. Die beiden Alten haben viel mit einander durchgemacht in den verschiedensten Feldzügen. Meinem Vater dankt er die Stelle an jener Gebirgskapelle, eine sorgenlose, gut dotirte Stelle, und von jeher that er, was ich von ihm verlangte. Er in seiner Stellung setzt sich nicht den geringsten Unannehmlichkeiten aus, höchstens einer Geldstrafe, die ich für ihn bezahlen werde."

„Und die Zeugen?" fragte Gabriele.

„Die wird er schon aus dem Dorfe herbeischaffen."

„Also vorwärts!"

Trotz diesem Rufe blieb sie nach wenigen Schritten

wieder stehen, um abermals über die Gegend und in der Richtung gegen die Stadt auszuspähen. Plötzlich richtete sie sich auf und sah mit starrem, gespannten Blicke nach einem Punkte. Ihr ganzes Wesen, ihre ganze Kraft schien sich im Auge zu sammeln, um einen noch fernen Gegenstand deutlich zu erfassen und zu erkennen.

„Was ist? was ist?" fragte Egon, erschrocken über den Ausdruck Gabrielens und über die Blässe, die mit einem Male ihr ganzes Gesicht bedeckte.

„Ein Wagen," lispelte sie kaum hörbar.

„Wo?"

„Dort! von der Stadt her — auf der Landstraße — Deinem Gute zu. Der Wagen Friesens! Ich erkenne die Pferde und die Livrée."

„Und was erschreckt Dich so?"

Gabriele antwortete nicht. Sie starrte unverwandt dem Wagen entgegen, der Staub aufwirbelte und im schnellsten Trotte dem Gute Egons entgegenrollte.

„Richtig!" bestätigte Egon, „jetzt erkenne ich ihn auch — zwei Männer sitzen darin. Sie scheinen Eile zu haben; vielleicht wollen sie mir etwas Wichtiges sagen. Soll ich nicht umkehren?"

„Nein! Nein!" rief Gabriele.

„Jetzt erkenne ich Lindau!" jubelte Egon; „wie freue ich mich, daß er wieder frei ist. Und wer mag der Andere sein?"

„Es ist ein Wahnsinniger — fort! Gehen wir rasch!"

Sie wandte sich wieder um und eilte weiter, den Pfad hinan; aber Egon blieb stehen und sagte: „Das

trifft sich ja sehr gut. Holen wir Lindau, da haben wir gleich einen Zeugen."

„Ja nicht! Um Gotteswillen nicht!"

„Aber warum nicht?"

„Das will ich Dir später erklären. Weiß man im Hofe, wohin wir gegangen und was der Zweck unseres Ganges ist?

„Allerdings," lächelte Egon, „ich mußte doch Anstalten treffen lassen, daß man Dich bei unserer Rückkehr als Herrin des Hauses und als meine Gattin festlich empfange."

Gabriele zuckte die Achsel und rief abermals: „Vorwärts!"

In dem Augenblicke fuhr der Wagen in den Hof. Es war in der That Lindau, der da drinnen saß, neben ihm der Schulmeister, und zwischen Beiden auf dem Sitze stand ein kleines Kästchen, das Beide, trotz der offenbaren Eile der Fahrt, achtsam im Auge hatten.

„Grüß Gott, Herr Lindau!" rief ihm Wilhelm, der Bediente des Grafen Egon, freundlich entgegen. — „Also frei — der Herr Graf glaubten Sie noch im Gefängniß."

„Ich komme geraden Weges von dort her."

„Das ist schön von Ihnen, daß das Ihr erster Weg ist, so giebt es doch einen Gast zur Hochzeit."

„Hochzeit? — wo ist der Graf?"

„Eben auf dem Weg zur Kapelle; hier hinter dem Hause können Sie ihn noch sehen, ihn und die Braut."

Der Schulmeister lachte laut auf.

„Stille!" gebot Alfred, und zum Bedienten gewandt: „Wer ist die Braut?"

„Nun, Fräulein von Chaumont!"

„Unmöglich!“

„Gewiß! Haben Sie nur die Güte und sehen Sie dorthin. Dort gehen Sie hinauf zur Kapelle auf dem Berge.“

„Droben stehet die Kapelle!“ sang der Schulmeister.

Lindau sprang aus dem Wagen, der Schulmeister mit einem gewagten Sprunge ihm nach. — „Das heißt zur rechten Zeit kommen,“ sagte Alfred; „ich danke Dir, Schulmeister. Wir müssen ihnen sofort nach. Haben Sie die Güte, Wilhelm, und nehmen Sie indessen dieses Kästchen in Ihre Hut.“

Eine halbe Minute später liefen die beiden Ankömmlinge den Feldweg hinan.

„Dort kommen sie,“ sagte Gabriele nnd schüttelte sich. — „Egon, hören Sie — Lindau ist mein Feind — er kommt, um — hören Sie nicht auf seine Worte. — Schwören Sie mir, was er Ihnen immer sagen möge —“

Sie war verwirrt und wiederholte immer dieselben Worte. Egon sah sie mit Staunen an; Verwirrung war er an ihr nicht gewohnt und sie war ihrem ganzen Wesen so fremd, daß er eine andere Person zu sehen glaubte. Allerlei Bilder und Gedanken zogen ihm durch den Kopf, als er fragte: „Was kann mir Lindau sagen — wovon sprechen wollen?“

„Mißverständnisse,“ stotterte Gabriele, „Verleumdungen — die Baronin und er — nein, der Baron — Sie wissen, die Diamanten —“

Egon fuhr zurück. Er sah nicht die Gabriele, die vor ihm stand, sondern jene, die er damals vor dem Spiegel, von Diamanten bedeckt, überrascht hatte. Er

fuhr sich mit der Hand so heftig über die Stirne, daß der Hut davon flog, und er ging einige Schritte zurück und bog den Oberleib nach rückwärts, als ob er sich von ihr entfernen und sie zugleich besser betrachten wollte.

Indessen näherten sich Lindau und der Schulmeister. Egon konnte ihre Stimmen schon hören, denn Lindau rief: „Halt! Halt! Warten Sie!“ während der Schulmeister lachte und von Zeit zu Zeit drohend die Faust erhob und dazu schrie: „Meine Geliebte will ich haben! Meine geliebte Gabriele!“

Noch einen Versuch machte Gabriele, Egon zum Weitergehen zu bewegen; er aber stand wie angewurzelt, das Gesicht abwechselnd bald ihr, bald den Herbeieilenden zugewendet. Diese kamen rasch heran. Während Lindau auf Egon zuging und diesem am Arme faßte, sagend: „Gut, daß ich Sie noch hier treffe, ich habe Ihnen Eröffnungen zu machen!“ — stürzte sich der Schulmeister mit ausgebreiteten Armen auf Gabriele. Da wandte sie sich um und floh querfeldein; mit außerordentlicher Leichtigkeit schwebte sie über die Furchen und Stoppeln hin, während ihr der Schulmeister, immer lachend oder auch einem Wuthausbruche nahe, zärtlich rufend oder auch fluchend, mit gewaltigen Sätzen nachfolgte. Egon sah diesem unheimlichen Schauspiele wie einem gespensterhaften Ereignisse zu, und gespensterhaft war ihm auch, was ihm gleichzeitig Lindau erzählte, um ihm über die Braut, die er eben zum Altar führen wollte, Auskunft zu geben. Er schüttelte den Kopf, als glaube er nicht, was er sah und hörte; als wollte er sich sagen: das ist ein Traum, ein böser Traum und ich werde erwachen. — Er er-

wachte erst und athmete auf, als Gabriele und der Schulmeister hinter einer Hebung des Bodens verschwanden; doch blickte er immerfort in dieser Richtung und noch mehrere Male erschienen und verschwanden die Beiden, die Flüchtige und ihr Verfolger, je nach der Beschaffenheit des Bodens, und von Zeit zu Zeit ließ sich noch die Stimme des Schulmeisters hören — bis am Ende nichts mehr zu hören und von den Beiden keine Spur mehr zu sehen war.

Wie ein Trunkener, wie ein Nachtwandler ging Egon neben Lindau her, der ihn in seinen Hof und in sein Zimmer zurückführte. Er empfahl dem alten Wilhelm, auf seinen Herrn ein Auge zu haben, nahm von diesem das Kästchen mit den Diamanten in Empfang, schwang sich in den Wagen und rollte davon. Er sollte ja die Freunde, die lieben Kinder, die Geliebte wiedersehen. Wie sehr auch die Pferde ausgriffen, sie gingen ihm immer nicht schnell genug. Endlich war er da. Odo's Stimme erscholl aus dem Garten; er eilte dahin.

Welch ein Jubel empfing ihn da! Marie, die Baronin, die Kinder — Ein Freudenschrei entrang sich Aller Kehlen und diese vier geliebten Menschen umgaben ihn wie ein starkes Gedränge. Auch Valentin kam herbeigesprungen und drückte sich in die Gruppe. Der Baron erschien am Fenster und winkte mit der Hand freundliche Grüße herab.

„Er hat auch was mitgebracht! Er hat auch was mitgebracht!“ rief Odo, der zuerst das Kästchen unter Lindau's Arm entdeckte.

„Es ist wahr,“ sagte dieser und übergab es lächelnd der Baronin.

„Meine Diamanten!“ rief sie freudig überrascht, — „wie wird sich Felix freuen.“

Die Kinder kümmerten sich wenig um den wiedergewonnenen Schatz; sie wollten, daß sich Lindau gleich hinsetze und ihnen vom Kerker, von den dunklen, feuchten Wänden, von den Ketten und Kerkermeistern erzähle. Er versprach, es sofort zu thun, wolle aber erst zum Papa hinaufgehen, um ihn zu begrüßen.

Der Baron, der ihn kommen sah, ging ihm in das anstoßende Zimmer entgegen und faßte seine Hand. In den herzlichsten Worten drückte er ihm seine Freude aus, ihn wiederzusehen. — „Ich will Sie,“ sagte er ruhig und voll Milde, „nicht den Kindern entziehen und bitte Sie, sogleich zu ihnen zurückzukehren. Nur zwei Worte. Es hat sich während Ihrer Abwesenheit Vieles geändert; ich werde vielleicht gezwungen sein, mein gutes Weib und meine Kinder zu verlassen. Sie hängen an Ihnen mit großer Liebe. Versprechen Sie mir, bei ihnen treu auszuharren.“

So sprechend streckte er die Hand hin; Lindau schlug ein. Das ganze milde Wesen des Mannes, der Ton seiner Stimme rührte ihn — er wollte etwas sagen und konnte nicht. Schweigend folgte er der wiederholten Aufforderung, zu den Kindern zurückzukehren.

Auf der Treppe begegnete er Herrn Seeling, dem Kassier des Friesen'schen Hauses. Der alte Mann stieg die Stufen so mühselig hinauf, als ob er nicht die Kraft hätte, sie zu ersteigen. — „Herr Seeling,“ rief Alfred erschrocken, „sind Sie krank? Wie sehen Sie aus! Soll ich Ihnen helfen?“

„Krank bin ich nicht, aber schlimmer als krank!“ antwortete der alte Mann. „Ach, lieber Herr Lindau,

ich thue den schwersten Gang meines Lebens! Seit Stunden irre ich um das Haus und habe nicht den Muth, einzutreten. Aber es muß ja sein, er hat es ja befohlen."

„Wer? — der Baron? Was hat er befohlen?"

„Nun, wenn es aus ist, es ihm anzukündigen. Ach, heute Morgen um elf Uhr war es — da mußte ich das herbe Wort aussprechen: Dieser Wechsel kann nicht bezahlt werden."

„Es ist also entschieden! — zu Ende!" rief Alfred und die Thränen schossen ihm aus den Augen.

„Ja wohl — und die ganze Stadt ist schon in Aufregung. Es ist beweinenswerth! Ein solches Haus!"

Lindau dachte nicht mehr daran, dem alten Manne die Treppen hinaufzuhelfen; er dachte nur noch an die Kinder und an die Baronin. Sie sahen ihn betroffen an, mit welch verändertem Gesichte er aus dem Hause zurückkehrte. Er entschuldigte sich mit Müdigkeit und nahm sich zusammen, um so zu plaudern, wie es jetzt die Kinder von ihm erwarteten. Sie zwangen ihn auf eine Bank nieder, stellten sich rechts und links von ihm auf, während sich Mathilde und Marie auf Stühle ihm gegenübersetzten, und er mußte erzählen: Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie es ihm ergangen. Er erzählte wohl schon eine halbe Stunde; die Kinder wurden eben so wenig müde, wie die Freundinnen. War auch nicht viel die Rede von jenen Schauerlichkeiten, wie sie die Knaben erwartet hatten, so war es doch etwas Neues, was er erzählte, und ging doch Alles den geliebten Freund an. Es war ein schönes, ruhevolles, glückliches Bild, wie sie dasaßen und die Diamanten unbeachtet im Sande standen.

„Papa möchte auch was hören," sagte Paul, „er sieht so aufmerksam herunter.

Aller Augen wandten sich dem Fenster zu. Da stand der Baron und lächelte. Dann grüßte er mit beiden Händen und zog sich, immer mit den Händen winkend, zurück.

„Mein Gott, mein Gott!" lispelte Mathilde, „wie unendlich gut war dieser Blick!" — und ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Rede.

„Lassen Sie sich nicht stören," sagte sie nach einigen Minuten, „erzählen Sie weiter."

Lindau wollte wieder anfangen. Da erschütterte ein Schuß das Haus und Pulverdampf quoll aus dem Zimmer des Herrn von Friesen.

24. Kapitel.

Ende.

> Wohl! wer auf rechter Spur
> Sich in der Stille siedelt:
> Im Offnen tanzt sich's nur,
> So lang Fortuna fiedelt.
>
> Goethe.

Der Tod des Herrn von Friesen, der Fall seines großen und alten Hauses machten weniger Aufsehen, als man hätte glauben sollen und als man noch vier Wochen vorher prophezeit haben würde; denn einmal wurden nach dem Verkaufe der Realitäten und mit dem Ueberreste des baaren Vermögens die Gläubiger zum größten Theile befriedigt, und dann traten bald bewegte politische Zeiten ein, die den Lärm des Ereignisses vollkommen übertäubten, da auch größere Geld- und andere Mächte zusammenstürzten. Der Vorsorge Van der Sluy's, dem Gelde, das er im Stillen für die Familie erworben hatte, wie der Hilfe des Grafen Aurel war es zu danken, daß die Villa sammt den dazu gehörigen Besitzungen und dem Geschäfte des Gärtners für Mathilde gerettet wurden; der Verkauf des Schmuckes brachte ein schönes Vermögen ein. Und so brauchte sich, bei ihrer Genügsamkeit, äußerlich nichts für sie zu verändern. In der ländlichen Stille, in der Umgebung von treuer

Freundschaft und Liebe, vernarbten sanft die Wunden, die ihr die letzte Zeit geschlagen, wie tief sie auch gewesen. Nicht wenig zu ihrer Genesung und Tröstung trug der Anblick des Glückes bei, dessen sich bald Alfred und Marie als junges Ehepaar erfreuten. Alfred fuhr fort, Lehrer und Erzieher der Kinder zu sein, die unter seiner Pflege geistig und leiblich gediehen, während er selbst von Van der Sluy zu einem praktischen Geschäftsmann erzogen und in die Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht wurde. Graf Aurel, der, um eine letzte Verlegenheit zu überbrücken, den Rest seines Vermögens hergegeben — wovon Mathilde freilich nichts ahnte — bewohnte die Einsiedelei — und die Stürme der Zeit gingen über diese friedliche, durch Liebe und Freundschaft verbundene Kolonie dahin, ohne ein Haupt zu beugen. Nachdem Mathilde aus aller Liebe, die ihr Graf Aurel entgegenbrachte, auch seine Liebe von ehemals erkannte, wurde er den Kindern kein Stiefvater. So glücklich war man in der Beschränkung, daß das große Vermögen, welches die politischen Stürme dem Grafen in Gestalt seiner konfiszirten Güter zurückbrachten, in diesen Verhältnissen nicht die geringste Veränderung hervorrief. Ja, es hatte sich in dieser schönen Welt eine gewisse Scheu vor Glanz und Reichthum ausgebildet, und so wuchsen auch Paul und Odo auf, als Menschen, deren Glück nur auf Arbeit und Bildung gegründet sein konnte. Der eine ist heute ein junger Gelehrter, dem man eine Zukunft verspricht; der andere ist als zweiter Chef-Ingenieur beim Bau einer der schwierigsten Alpen-Eisenbahnen beschäftigt.

Die

Internationale Bibliothek,

— à Band 15 Sgr. —

und die

Welt-Bibliothek,

— à Band 10 Sgr. —

haben durch ihren vortrefflichen und mannigfaltigen Inhalt, durch geschmackvolle Ausstattung, guten Druck und äußerst wohlfeilen Preis

die allgemeinste Anerkennung

gefunden.

Auf der Reise sowohl wie im Hause

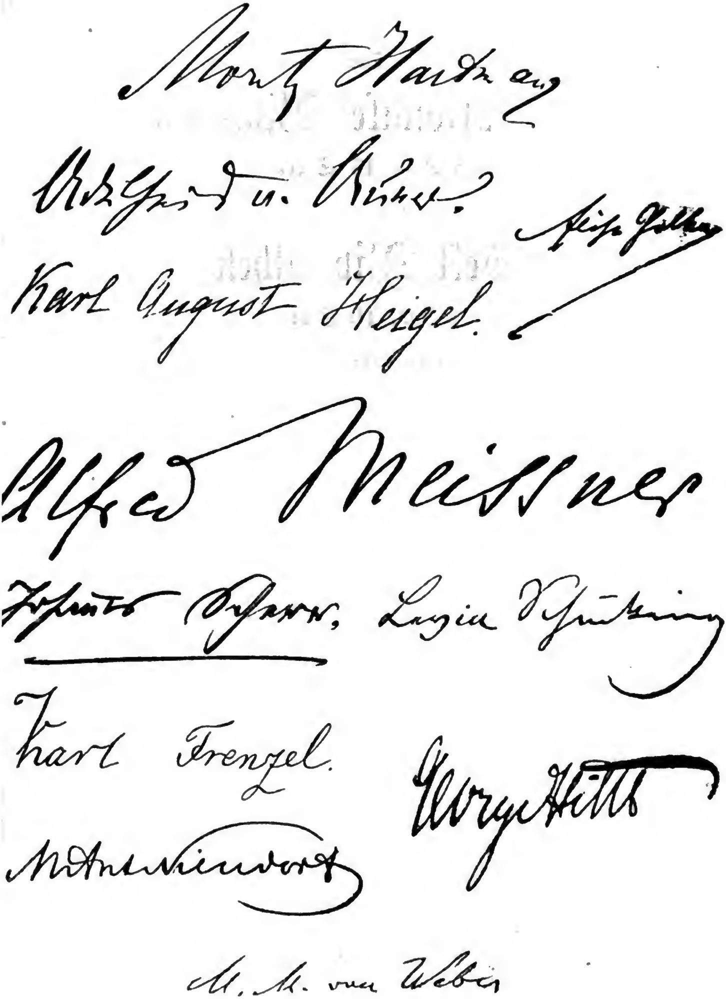
bieten diese Bibliotheken anregende und befriedigende Unterhaltung und verdienen vor Allem

in jeder Familie

ihren Platz zu nehmen.

Die beliebtesten Schriftsteller haben sich an diesem Unternehmen betheiligt, unter Anderen:

Julius Rodenberg. Ed Laboulaye



Moritz Hartmann
Karl August Heigel
Alfred Meissner
Karl Frenzel
Georg Hiltl
M. M. von Weber

Alfred Meißner's
Kleine Memoiren.

Eleg. broch. 15 Sgr.

Neues Wiener Fremdenblatt:

Meißner's eigene Schriftzüge verzeichneten den Titel auf das erste Blatt, und ebenso ist die Signatur seines Wesens dem Buche aufgedrückt. Seeburg's Liebchen (1855) erzählt einen von einem Schulmeister durch seine Feder unterstützten Roman, welcher ideal hochfliegend, zuletzt an der rauhen, enttäuschten Wirklichkeit sich die Ikarusflügel zerbricht. Ugolino (1857) schildert alte Unwirthschaft auf päpstlichem Gebiete und die Unterbrechung einer Tragödie „Ugolino" im Augenblick, wo der Dante'sche Held sein eigenes Fleisch zu verzehren versucht ist, durch Hinabwerfen von Semmeln auf die Bühne, woran sich tragikomische Scenen knüpfen. Die Tage von Intra (1858) schildern österreichische Herrschaft auf italienischem Gebiete. Ein Wiedersehen im Kloster (1862) plaidirt gegen die todte Hand; aus dem Leben eines Sonderlings behandelt auf wenig Blättern die Geschichte Lord Sundham's und seiner Grillen. — Studentenleben (1865), erzählt Historien aus vormärzlichem Oesterreich, endlich nennen wir Heine's Mouche (1866), eine liebreizende, patschuliduftende Erzählung. Meißner's guter Humor, seine künstlerisch vollendete stylistische Behandlung treten meisterhaft auch in dem kleinen Buch hervor.

Leipziger Illustrirte Zeitung:

Alfred Meißner, der geistvolle Schilderer österreichischer Zustände und vielseitige Erzähler, hat neuerdings „Kleine Memoiren" (Berlin, R. Lesser) veröffentlicht. Diese sieben Skizzen und Bilder, theilweise von novellistischem Zuschnitt, stehen allerdings in Beziehung zum Leben des Herausgebers, ohne daß sie im gewöhnlichen Sinne „Memoiren" genannt werden können. Unter den literarischen Stoffen wird man die Erinnerung an Domenico Caserta, den Verfasser des Trauerspiels „Ugolino", sowie H. Heine's „Mouche" mit Interesse lesen.

Es regnet.

Eine Münchener Geschichte

von

K. A. Heigel.

10 Sgr.

Zeitung für Norddeutschland:

Eine heitere, graziös erzählte Stadt- und Hofgeschichte aus den Tagen des Kurfürsten Ferdinand Maria, den Ludwig der XIV. zum Bundesgenossen gegen Holland zu gewinnen sucht. Die schöne Kurfürstin Adelheid sucht anfänglich, verblendet vom Kriegsruhm, den Gatten zu diesem Bündniß zu überreden. Rath Krempelhuber, der treue Vertreter des Volkswohls, spricht für den Frieden. Französische und italienische Intriguanten, deutsche Liebespaare, Schauspieler, Dichter, Kochkünstler sogar sind in die Haupt- und Staatsaction verflochten; eine Fülle bunter lebensvoller Scenen entwickelt sich vor unsern Augen. Auch an Schatten fehlt es nicht; für einen Moment zeigt sich selbst — einen Unschuldigen bedrohend — die Folter im Hintergrunde. Aber der Dichter sendet einen wunderthätigen Regen, der Alles zum glücklichen Ende führt. Alles ist mit der bekannten Frische des Verfassers der „Marfa" höchst liebenswürdig geschildert, so daß das Büchlein jedem Leser einen wohlthuenden Nachklang hinterlassen wird.

Echo der Gegenwart:

In seiner bekannten knappen Manier führt uns der Verfasser in diesem Bändchen an den Hof des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern zur Zeit als Ludwig XIV. das Bündniß der deutschen Fürsten zum Kriege gegen Holland suchte. Die glückliche Wahl des Stoffes, das Talent des Verfassers in der Schlingung und Lösung der Knoten, sein leicht fließender Styl und die Spannung, in der er den Leser bis zur letzten Seite zu halten versteht, werden diesem sehr empfehlenswerthen Bändchen viele dankbare Leser verschaffen, wie denn überhaupt die „Weltbibliothek", auf welche wir erst vor wenigen Wochen aufmerksam machten, sich die lobenswerthe Aufgabe gestellt hat, nur Gediegenes im Gebiete der Unterhaltungsliteratur zu bringen; wir können dieses Unternehmen im Allgemeinen und das vorliegende Bändchen speciell recht warm empfehlen.

PARIS.

Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs.

5 Bände, deren jeder mit Titelbild einzeln käuflich ist, à 15 sgr.:

Geschichte von Paris.

Inhalt: Victor Hugo, Einleitung. — Louis Blanc, Das alte Paris. — Eugen Pelletan, Geschichte von Paris. — E. Fournier, Die historischen Häuser.

Das Museum des Louvre,

von Théophile Gautier.

Die Paläste und Denkmäler von Paris.

Inhalt: Ferdinand de Lasteyrie, Der Palast des Louvre, der Palast von Luxemburg, das Palais Royal, das Palais l'Elysée und die Geräthkammer. — Arsène Houssaye, Der Tuilerien-Palast. — P. Lanfrey, Das Rathhaus (l'hôtel de ville) — E. Plouvier, Der Thurm St. Jacob. — Assolant, Die Säulen. — G. Guillemot, Die Triumphbogen. — Edgard Quinet, Das Panthéon.

Physiologie von Paris.

Inhalt: Paul Féval, Pariser Leben. — Edmond About, Auf den Trümmern. — Ch. Yriarte, Pariser Typen und Clubs. — Jules Janin, Der Bibliophile. — Edmond Texier, Kleine Industriezweige. — E. Legouvé, Die Fechtsäle. — Champfleury, Bälle und Concerte. — Henry de Pène, Der Schlummer von Paris. — Bamberger, Die deutsche Colonie in Paris. — Herzen, Die russische Colonie. — Dora d'Istria, Die Orientalen in Paris. — William Reymond, Die Schweizer-Colonie.

Promenaden in, um, unter- und oberhalb Paris.

Inhalt: A. Karr, Die Blumen in Paris. — Paul de Kock u. E. de la Bédollière, Die Boulevards. — A. Achard, Das Holz von Boulogne, die Champs Elysées, der Wald und das Schloß von Vincennes. — F. Mallefille, Das Marsfeld. — Nadar, Die Katakomben von Paris.

Von den zahlreichen Beschreibungen der Weltstadt kann keine einzige dieser bei Gelegenheit der Weltausstellung von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs herausgegebenen Encyclopädie zur Seite gestellt werden.

Altonaer Nachrichten:

Abgesehen von ihrer literarischen Bedeutung sind alle diese Autoren zugleich die Träger der freiheitlichen Bewegung Frankreichs, Männer, auf die das Land auch in politischer Beziehung mit Stolz blickt. So haben wir in diesem Werke nicht etwa eines jener landläufigen Reisebücher, die von den Sehenswürdigkeiten einer Stadt gewisse Kunde geben, sondern einen Wegweiser durch die Vergangenheit, Gegenwart und die Kunst der Metropole, in der sich das geistige Leben Frankreichs, ja der Welt treu widerspiegelt. Mehr als durch jene Feuilletons und Skizzen, wie sie deutsche Correspondenten, die nur flüchtige Gäste in Paris sind und die nach flüchtigen Eindrücken urtheilen, von der Weltausstellung schreiben, wird hier ein großes und wirksames Bild der einzigen Stadt geboten, ein Bild in warmen Farben und künstlerischer Zeichnung.

Der reichhaltige Inhalt der Physiologie von Paris und die Namen der bedeutenden belletristischen Schriftsteller, welche sich dazu vereint haben, verleihen diesem Bande ganz besonderen Werth als getreues Bild des Pariser Lebens und des Lebens in Paris.

Besonders interessant ist eine vorzügliche und ausführliche Schilderung der deutschen Colonie in Paris von Ludwig Bamberger, der wie Keiner dazu berufen ist, seine Landsleute in der Metropole zu schildern.

Hamburger Reform:

Von dem genannten Werke ging uns ferner der Band der „Paläste und Baudenkmäler" zu. Der Band behandelt auf 166 Seiten (15 Sgr.) seinen Gegenstand erschöpfend. Es ist keine nackte Beschreibung, es ist Erzählung des Baues und der Geschichte aller hierher gehörigen Bauwerke, Paläste, Säulen, Rathhaus, Kirche, Triumphbogen, es ist ein Stück französischer Geschichte. Dabei ist das Gewand, in welches die Verfasser ihren Stoff einkleiden, der beliebte französische, leichte, fesselnde Stil, der selbst in das Ernste allerlei prickelnde Zuthaten zu mischen weiß. Das Werk bildet, wie die früheren Bände, eine spannende interessante Lectüre.

Aus aller Herren Länder.

Plaudereien von

Julius Rodenberg.

15 Sgr.

Westermann's Illustrirte Monatshefte:

Bekanntlich verstehen wenige deutsche Schriftsteller der Gegenwart so anmuthig zu plaudern und über Bedeutendes und Unbedeutendes gemütbliche Betrachtungen anzustellen, wie Julius Rodenberg, der vielgereiste und phantasiereiche Schilderer der verschiedenartigsten Länder und ihrer Bewohner. Allerdings ist er zuweilen ein gefährlicher Führer, denn der Zauberstab seiner dichterischen Phantasie führt ihn oft weiter vom Wege ab, als dem bedächtigeren Auge des nüchternen Beobachters lieb ist, aber er gibt seine Mittheilungen meistens auch nur als leicht hingeworfene Erinnerungen an flüchtige Eindrücke, und als solche mag denn auch sein neues Buch, „Aus aller Herren Länder" welches ein Bändchen der bei R. Lesser in Berlin erscheinenden „Internationalen Bibliothek" ausmacht, willkommen geheißen werden. Eigene Beobachtungen und Reminiscenzen aus den betreffenden Literaturen vereinigen sich mit sinnigen Betrachtungen zu recht lesenswerthen Aufsätzen, unter denen namentlich die „Londoner Scenen mit beweglichen Figuren" des Verfassers große Vertrautheit mit dem Leben des modernen Babel auf's Neue beweisen. Auch der Aufsatz „Durch Holland im Fluge" verräth das geschärfte Auge für nationale Eigenthümlichkeit.

Die Freier der Markgräfin.

Historische Novelle von

George Hiltl.

10 Sgr.

Berliner Börsen-Zeitung:

Der Verfasser, besonders bekannt und beliebt durch seinen Bericht vom Kriegsschauplatz im Jahre 1866, tritt uns in dieser Novelle in der ganzen Originalität seines Talents entgegen. Wir sehen uns in die Zeit des Kurfürsten Friedrich III. und seiner geistreichen Gemahlin Sophie Charlotte versetzt. Die Markgräfin Louise Charlotte, Wittwe des Markgrafen Ludwig, als geborene Prinzessin Radziwill in Polen, reich begütert, ist das Ziel verschiedenartigster Bewerbungen. Täglich von Freiern belästigt, will sie sich das Hochgeborenen so selten gestattete Vorrecht, frei der Wahl des Herzens folgen zu dürfen, nicht entreißen lassen. Intriguen aller Art entspinnen sich, in welchen sowohl die höchsten Personen, u. A. die Wittwe des großen Kurfürsten, als auch Kammermädchen, Lakaien, Abenteurer, die sich selbst nicht scheuen, zur Förderung ihrer Pläne den Ruf der Kurfürstin anzugreifen, mitwirken: — da plötzlich erscheint heimlich der Pfalzgraf Karl von Neuburg in Berlin, der schon lange die Liebe der Markgräfin besessen, und macht dem ganzen Intriguenspiel ein Ende, indem er sich in aller Stille in Gegenwart von wenigen Getreuen mit Louise vermählt. — Der Verfasser hat es verstanden, uns mit wenigen Strichen ein getreues Bild der damaligen höchst interessanten Zeit zu geben. Kurfürst Friedrich III., der gestrenge Herr, Sophie Charlotte, „eine der geistvollsten und edelsten Fürstinnen, die jemals einen Thron geziert", die schöne Markgräfin, Lieutenant Hebenstein und der französische Abenteurer Faviole sind Gestalten von außerordentlicher Schärfe der Charakterzeichnung; die Handlung, fließend und spannend bis zum Schlusse, alles Gesuchte vermeidend, entrollt sich vor uns wie ein Drama, in welchem jede Person ihren Platz ausfüllt, jedes Ereigniß uns als Folge vorhergegangener Begebenheiten oder als Vorläufer neuer Scenen folgerichtig und nothwendig erscheint. Interessante Schilderungen der Stadt Berlin vor 200 Jahren und des damaligen Hoflebens erheben diese Novelle über das Niveau gewöhnlicher Unterhaltungslectüre und machen sie zu einem werthvollen Beitrag zur Geschichte des Brandenburg-Preußischen Hauses.

Verklungene Akkorde.

Gedenkblätter

von

Elise Polko.

15 Sgr.

Nicht die Musik allein, sondern überhaupt jede Kunst findet in der Dichterin der „musikalischen Mährchen“ eine poesie- und verständnißvolle Erklärerin und Verherlicherin, und so sehen wir denn auch hier Gestalten vor uns herschweben, welche als milde oder blendende Sterne am Himmel der Kunst geleuchtet und noch im Erlöschen Segen spendend entschwunden. Allein nicht nur der Kunst, sondern auch der Schönheit mit Grazie und Geist vereinigt, wie sie eine Ninon de l'Enclos und Marion de Lorme, wie sie vier Frauengestalten zierte, welche hier mitten aus dem blutigen Chaos der ersten französischen Revolution uns entgegenlächeln, weiß die Verfasserin nach der geschichtlichen Ueberlieferung Form und Beleuchtung zu geben und uns so den Glanz des französischen Hofes und der Salons jener Frauen mit blendenden Farben zu vergegenwärtigen. Der Inhalt dieser lieblichen und zierlichen Miniaturbilder nimmt daher Phantasie und Gemüth der Leser gleich den früheren Werken der beliebten Verfasserin gefangen.

Elegant gebundene Exemplare zum Preise von 25 Sgr. bis 1 Thlr. sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Düstre Mächte. — Erlöst.

Zwei Novellen

von

Claire von Glümer.

15 Sgr.

Westfälische Zeitung:

Der Name der Verfasserin hat durch die lebendigen und pietätvollen „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient“ und die vortrefflichen Geschichten „Aus der Bretagne“ guten Klang in der deutschen Literatur der Gegenwart erhalten. Auch die vorliegenden beiden Novellen, welche ein Bändchen der „Internationalen Bibliothek„ (Berlin, R. Lesser) bilden, weisen viele der Vorzüge auf, die den obengenannten Geschichten eigenthümlich sind. Die Verfasserin versteht nicht allein, vortrefflich, spannend und rasch vorschreitend zu erzählen und ihre Menschengestalten, besonders diejenigen der aristokratischen Kreise, mit wenigen Zügen in voller Lebendigkeit vor Augen zu stellen, sie bringt auch durch jede ihrer Erzählungen eine Stimmung und Empfindung in uns hervor, die nachklingt und durch die wir gleichsam die Gewähr erhalten, daß die Erzählung aus wirklich poetischer Anschauung und Auffassung des Lebens hervorgegangen ist. Die geschmackvolle Einfachheit der Darstellung tritt besonders in der Novelle „Erlöst“ vortheilhaft hervor, während in „Düstre Mächte“ die volle Objectivität einige Male durch den Wechsel des unmittelbar darstellenden und des erzählenden Tones leicht gestört erscheint. Alles in Allem müssen die beiden nach wirklicher Vergeistigung des interessanten Stoffes strebenden Novellen der gebildeten Lesewelt, die nicht blos stoffhungrig ist, bestens empfohlen werden.

Deutsche Fahrten.

Von

Karl Frenzel.

15 Sgr.

Hannoverscher Courier:

Eine Reihe höchst interessanter Schilderungen, u. A.: Das Leipziger Turnfest, In der Stadt Jean Pauls, Am Rhein, Aus Böhmens Königsstadt, Berliner Bilder u. s. w., welche alle die Vorzüge zeigen, welche einstimmig der feinen Feder Frenzel's zuerkannt werden. Wir empfehlen das billige und sehr hübsch ausgestattete Buch auf's Wärmste.

Berliner Fremden- und Anzeigeblatt:

Der Dichter bietet mit diesem anspruchslosen Bändchen den Lesern ein Wanderbuch, welches mit einer höchst liebenswürdigen Frische der Auffassung uns bald an den Rhein, bald nach der böhmischen Königsstadt, nach dem Heidelberger Schloß oder nach Baireuth versetzt, wo Jean Paul lebte und dichtete, das uns durch das romantische Thüringer- und Frankenland mit seinen Burgen und Schlössern geleitet und im Park zu Schwetzingen uns die Zeit des deutschen Mäcen, Karl Theodors, mit seinen phantastischen Launen und künstlerischen Spielereien vergegenwärtigt. Das deutsche Turnfest in Leipzig von 1863 zieht in farbenprächtiger Schilderung an uns vorüber und den Berliner Bildern, die uns in die Vorlesungen, die Theater, in das Leben und Streben des Handwerker-Vereins lehrreiche Blicke thun lassen, fehlt es nicht an der Gründlichkeit eines objektiven Urtheils. In seinen Fahrten versteht es der Dichter, die Vergangenheit poetisch mit der Gegenwart zu verflechten. Es gelingt seiner poetischen Auffassungsgabe, die Leser für das Wesen der Geschichte, das aus dieser Vergangenheit spricht, lebhaft zu interessiren und den einzelnen Abschnitten gewissermaßen dadurch eine kulturhistorische Seite abzugewinnen. Diese „Deutschen Fahrten" bilden einen Band der internationalen Bibliothek und eignen sich sehr wohl dazu, den Hausschatz der deutschen Literatur bereichern zu helfen. Ausstattung und Druck sind sehr elegant. Der Preis von 15 Sgr. ist für das reichhaltige Material gewiß ein sehr mäßiger.

Neue Novellen.

Von

Levin Schücking.

10 Sgr.

Schweizer Handels=Courier:

Der neueste Band der vortrefflichen, bei R. Lesser in Berlin erscheinenden Weltbibliothek bringt **Neue Novellen** von **Levin Schücking:** „Ein gewagtes Spiel,“ „An der Statue des Herkules“ und „Gefährten und Gefahren“. Leichtskizzirte, hübsch erfundene, spannend erzählte Geschichten, in denen sich Schückings Darstellungs= und Gestaltungstalent glänzend bewährt. Wir glauben diesem leichtsinnigen jungen Elegant, diesem redseligen Präsidenten, diesem gutmüthigen, liebebedürftigen, heiraths=lustigen Fräulein, dieser schwärmerischen Gräfin, dieser herrschsüchtigen Stiftsdame schon begegnet zu sein und sie Alle haben etwas so Liebenswürdiges, daß wir uns selbst für ihre Thorheiten interessiren und uns freuen, wenn der Knoten gelöst ist. Den weitern Inhalt der Novellen verrathen wir nicht — selbst lesen ist besser. Daß die Form durchweg anmuthig und künstlerisch abgerundet ist, versteht sich bei Schücking von selbst. Jedenfalls wollen wir das Buch den Freunden einer leichten, heitern Lectüre bestens empfohlen haben.

Modern.

Roman in zwei Bänden

von

Adelheid von Auer.

1 Thaler.

In vollendetester Weise tritt uns aus diesem Roman ein getreues Bild unserer leider in den meisten Kreisen herrschenden verderblichen Zeitrichtung entgegen. Die Familie, das Haus, dieser alleinige Tempel des reinsten Glückes, dessen Säulen auf dem Fundament der aufopferndsten Liebe, der treuesten Hingebung ruhen müssen, um einen festen Halt gegen die Stürme des Lebens zu bieten, — wie oft ist es, der Mode huldigend, nur nach außen hin glänzend, ein leicht zusammengezimmerter Bau, nicht im Stande, dem geringsten Windstoß zu widerstehen. In solch ein Haus, in die Familie des Präsidenten von Löben, führt der Zufall die Heldin der Erzählung. Aus drückenden Verhältnissen heraustretend, die ihr nie gestattet, ihren Neigungen zu folgen, bis zu ihrem 30. Jahre an das Krankenbett einer alten grämlichen Tante gefesselt, wünscht Hildegard, ein geistig hochbegabtes Mädchen, die endlich erlangte Unabhängigkeit zu benutzen, um in der Residenz ihrer Ausbildung und geistiger Veredlung zu leben.

Ihr klares, durchdringendes Auge erkennt bald in ihrer neuen Umgebung die personificirten Modethorheiten und Schwächen der heutigen Gesellschaft, nichts desto weniger zieht sie ihr warmes Herz zu den im Grunde guten und geistig begabten Menschen hin. Der Präsident, der in rastloser Arbeit seine Kräfte aufreibt, mit dem zu guten, schwachen Herzen, das ihm verbietet den Seinen irgend einen Wunsch zu versagen, möge derselbe noch so weit die Grenzen seiner Verhältnisse übersteigen — die Frau von Löben, voll Lebenslust jedem Vergnügen nachjagend, nur dem Augenblick lebend, jede Unart ihrer Kinder in beschönigendem Lichte schauend — der älteste Sohn, der Lieutenant, der sich durch seinen

Stand verpflichtet glaubt, Schulden zu machen — die 15 jährige Tochter, „die Schönheit" — der leichtsinnige, aber von Geist sprühende, Gymnasiast — die allerliebsten kleinen Kinder — die alte Excellenz, die Tante, die „Unke", wie sie sich selbst nennt, — und noch viele andere in feiner characteristischer Zeichnung entworfene Gestalten treten uns wahr und lebensfrisch entgegen. Ueberall begegnet Hildegard Gegensätzen ihren einfachen, soliden Lebensanschauungen. Sie sieht trotz der Liebe, welche die einzelnen Familienmitglieder verbindet, das Glück des Hauses immer mehr und mehr schwinden. Thee's, Bälle, Visiten, wie sie die Mode und die Stellung des Präsidenten erheischt, sind Veranlassung, daß die Häuslichkeit, gewissenlosen Dienstboten überlassen, den Kindern nicht das traute Asyl bietet, welches von so entscheidendem Einfluß für das ganze Leben ist. Im Strudel der Zerstreuungen übersieht man das Hinsiechen des von allen Seiten hochverehrten und geliebten Vaters, dem die Kraft fehlt, die Seinigen auf sein Scheiden vorzubereiten und ihren Schmerz zu sehen, bis der entsetzliche Schlag, der plötzliche Tod des Präsidenten, die guten, aber leider verblendeten Menschen die Augen zur schrecklichen Gewißheit öffnet. Die Präsidentin, stets getragen von der Liebe ihres Mannes, unfähig einen selbstständigen Schritt zu thun, unterliegt dem schweren Geschicke; der Tod erlöst sie vor wahnsinniger Verzweiflung. Auf den Trümmern dieses zerfallenen Hauses errichtet Hildegard mit Hülfe ihres alten Freundes, der sich jetzt als längst verschollenen Onkel den Kindern zu erkennen giebt, den Grundstein zu einem Gebäude, welches altehrwürdige, häusliche Sitte pflegend, den Waisen eine neue Heimath bietet, den Kleinen einen Schutz und Schirm vor den hochgehenden Wogen der Welt, den größeren, die schon hinaus müssen auf die See, einen festen sichern Hafen.

Die gesunde Lebensanschauung, der tiefsittliche Ernst, häufig mit erfrischendem Humor wechselnd, der poetische Hauch, der das Ganze durchweht, verleihen diesem Buche einen bleibenden Werth, — auch der heranreifenden Jugend kann es mit Vertrauen in die Hand gegeben werden, birgt es doch eine Fülle der edelsten und schönsten Gedanken, eine Mitgift für das Leben.